. germ.
389 d

Franck
Gust. v.

EIN PFAND.

von Gustav Franck.

Mittheilungen

aus den

Papieren eines Wiener Arztes.

Herausgegeben

von

Gustav von Franck.

Mit einem Titelkupfer.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig, 1846.

Vereins-Verlagsbuchhandlung.

Otto Wigand.

383. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Wunderbare Fügungen.

(Wahre Begebenheiten.)

1.

Die Ahnfrau.

Es mag vor ungefähr zehn bis zwölf Jahren gewesen sein, als ich einst Nachts ziemlich spät (ich war im Begriffe, mich ermüdet zu Bette zu legen) durch heftiges Läuten an der Glocke meiner Wohnung bewogen wurde, den schon halb ausgezogenen Ueberrock wieder über die Schultern hinaufgleiten zu lassen, und die Hoffnung auf Nachtruhe, der ich bereits Raum gegeben, wieder rückgängig zu machen; weil ich gar wohl wußte, was dies Signal zu so später Stunde bedeuten mochte. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn fast gleichzeitig trat auch schon mein Diener in die Stube, mit der Meldung, daß ich gebeten sei, mich ohne Verzug zu einer Lady zu begeben, welche in einer entfernten Vorstadt wohne. Ich hüllte mich in meinen Pelzmantel

(denn es war strenge Winterzeit), stieg die Treppe hinunter und saß auch bald in dem Lohnwagen, der mitgesendet worden war, um mich so schnell als möglich an Ort und Stelle zu bringen. Hier in der Residenzstadt Oesterreichs (so dachte ich im Wagen bei mir) eine Lady, welche in einer entfernten Vorstadt wohnt? Das ist beinahe seltsam, denn die Engländer, die uns die Ehre ihres Besuches schenken, sind meist wohlhabend und verpflanzen ihren Comfort in das Centrum der Stadt; doch gleichviel — ich breche hier den Faden meiner Betrachtungen ab, weil diese, weiß Gott, nichts enthielten, was der Mittheilung werth wäre.

An Ort und Stelle (in der Vorstadt Wieden) angelangt, ward ich über eine schmale Wendeltreppe in einen zweiten Stock geleitet, und befand mich sehr bald in einer kleinen, sehr reinlich und anständig eingerichteten, aber nichts weniger als glänzenden Wohnung. Ich sehe das rothausgemalte Zimmer noch vor mir, in welches ich zuerst trat; ein Nähtischchen fiel mir zuerst in's Auge, und dann ein großes Buch (wohl eine Bibel), das am Boden lag, — — aus dem Nebenzimmrr tönte ein schmerzhaftes Stöhnen, mein geübtes Ohr erkannte es

sogleich als das einer Sterbenden. Die Magd, welche mich hergeleitet hatte, klopfte leise an die Thüre dieses Nebenzimmers, und entfernte sich eilig, nachdem sie im Vorübergehen einen raschen, neugierigen Blick auf mich geworfen hatte, den sie erst jetzt im erleuchteten Zimmer von Angesicht zu Angesicht sehen konnte. Die Thüre des Nebenzimmers that sich rasch auf, und das bleiche, verstörte Gesicht einer Matrone von etwa fünfzig Jahren starrte mich mit einem unheimlichen Gemische von Angst, Verzweiflung und Neugierde an. „Sie sind der Doctor, nicht wahr?!“ so sprach sie hastig aber leise, mit einem Anklange von englischem Accente, mich mit einer eisigkalten Hand fassend. — „Ich bin es allerdings.“ — „O so eilen Sie! helfen Sie! denn ich weiß mir nicht mehr zu helfen! — es kann noch nicht so weit sein — und doch — nein, nein — Sie werden ja sehen“ — —

Ich trat in das Nebenzimmer und das fahle, weißliche Licht einer Ampel von mattgeschliffenem Glase, die über einem Bette hing, beleuchtete das abgezehrte, bleiche Antlitz eines Mädchens, das einst schön gewesen sein mochte, das aber den hypokratischen Ausdruck schon angenommen hatte, viel-

leicht erst seit Kurzem — es war das Gesicht einer Sterbenden.

Da der Zustand der Kranken mir keinen Zweifel übrig ließ, führte ich die Matrone, welche mich fortwährend mit einem zugleich ängstlichen und unheimlichen Blicke anstarrte, in's Nebenzimmer, um sie mit der wahren Lage der Dinge bekannt zu machen. Wie soll ich den Zustand schildern, in welchen die unheimliche Alte durch die Nachricht versetzt wurde, es sei für die Kranke nichts mehr zu hoffen! Sie lachte krampfhaft auf, klapperte mit den Zähnen, weinte, warf sich auf den Boden, kniete vor mir nieder — — kurz, sie war außer sich — und nie habe ich ähnliche Ausbrüche von Verzweiflung gesehen. Ein Umstand fiel mir während der zwei Tage, durch welche ich die Sterbende besuchte, ganz besonders auf. Es war dies ein gewisses, unstätes, ängstliches Wesen, das sich, in ruhigeren Augenblicken, der Matrone bemächtigte, so wie das sichtliche Vermeiden, mich mit der Kranken auch nur einen Augenblick allein zu lassen. Vor mir war kein Arzt gerufen worden, und die Hausmittel, womit man die Kranke bis dahin behandelt hatte, und deren noch vorhandene Ueberreste ich genau untersuchte,

waren, wenn auch nicht Gifte, doch sehr heroische Mittel, deren man sich nur mit Vorsicht zu bedienen hat. Einmal, ein einziges Mal war ich, wenn auch nur für wenige Secunden, mit der Sterbenden allein, während die Matrone hinauseilte, um die Hausthüre, an welcher geklingelt worden war, zu öffnen. Das arme Mädchen richtete sich mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte empor, sie schien mir eine wichtige Mittheilung machen zu wollen, und hatte nur die Worte: „Ich bin sehr unglücklich —" mit Mühe hervorgebracht, als die Matrone eilig wieder in's Zimmer trat. Es war unverkennbar, daß das arme Kind große Furcht vor ihrer Bewacherin hegte. Die Gemüthsaufregung, die Anstrengung, welche mit jenem Versuche, sich mitzutheilen, verbunden gewesen, schienen die letzten Kräfte der Sterbenden erschöpft zu haben; eine Stunde darauf war sie todt. Den Zustand von Verzweiflung zu schildern, in welchen die Matrone verfiel, wäre ein vergeblicher Versuch; sie war dem Wahnsinne nahe, klammerte sich an den Leichnam, von dem sie nur mit vieler Mühe getrennt werden konnte; ein hitziges Fieber, welches sie durch mehrere Wochen des Bewußtseins beraubte, und während welchem sie oft den Namen

der Verblichenen aussprach, war die Folge ihres heftigen Schmerzes und nur durch die sorgsamste Behandlung gelang es mir, sie dem Tode zu entreißen. Meine Bemühungen wurden mehr als fürstlich belohnt, und ich habe bei der englischen Gesandtschaft, welcher ich über den Vorfall berichten zu müssen glaubte, erfahren, daß die ältliche Dame einer der ersten Familien Englands angehöre. Seitdem habe ich von der seltsamen Dame nichts mehr gehört und einige Anfragen, welche ich später versuchte, wurden stets ausweichend beantwortet.

Ich war, wie gesagt, ganz aus allem Rapport mit jener auffallenden Begebenheit getreten, seit welcher bereits mehr als zwei Jahre verflossen waren, und das bewegte Leben des Arztes hatte selbst die Erinnerung an dieselbe schon in den Hintergrund gedrängt, als eines Tages durch einen seltsamen Zufall die unheimlichen Bilder jenes Erlebnisses meinem Gedächtnisse wieder lebhaft eingeprägt wurden. Ich war nämlich in der Zeit der Knospen und Blüthen, im Wonnemonat (der aber füglich auch der Schmerzmonat genannt werden könnte, da er nicht nur die Wunden der Liebe gewöhnlich bluten macht, sondern auch alles andere Siechthum neu zu erwecken

pflegt), ich war in jener Zeit der Wonnen und Leiden von einer schweren Krankheit heimgesucht worden, und meine Genesung fiel in die Epoche, in welcher die Akazien blühen und folglich duften. In einer solchen duftenden Akazienallee (vor der Wäringer Linie [Barriere]) erging ich mich an einem freundlichen, sonnigen Nachmittag mit dem bewährtesten meiner Freunde, der an meinem Krankenlager ausgeharrt hatte, und dem ich vielleicht das Leben verdankte, denn er hatte meine Medicamente unterschlagen, und ich war doch genesen. Er war ein Musensohn, ein Denker, ein Träumer, ein Forscher, ein Enthusiast, und was weiß ich noch Alles — — dabei aber jedenfalls ein Mann von Geist und Herz, so was die Franzosen „un homme supérieur“ nennen. Abends vorher hatte er mich verführt, ihn in's Burgtheater, das er fast täglich besuchte, zu begleiten, und ich hatte darin einer Vorstellung von Grillparzer's „Ahnfrau“ beigewohnt. Die Aerzte geberden sich im Theater, oft wie die Kinder, weil ihnen das Theater, welches in die Stunden der Abend-Exacerbationen ihrer Patienten fällt, eine seltne festliche Erholung ist. Der tägliche Besucher des Schauspiels steht beinahe zwi-

schen den Coulissen; er findet Herrn N. nicht disponirt, Herrn X. nicht an seinem Platze, Dlle. Y. schlecht costümirt. Der seltne Gast aber im Tempel Thaliens bringt die ganze Naivetät des Herzens und der Phantasie mit, und gefällt sich darin, sich täuschen zu lassen. Eben deshalb aber lieben es die Theater-Habitués, solche Sonntagsreiter mit sich in's Schauspielhaus zu schleppen, weil ihre eigene Blasirtheit sich an der Empfänglichkeit eines erregbaren Nebenmannes erfrischt, wie der zweideutige Appetit des Gourmands an dem unzweideutigen Hunger des Landjunkers.

Ich gehörte jedenfalls zu den Erregbaren und mein Enthusiasmus für Grillparzer's schöne Dichtung hatte auch meinen Freund mitgerissen. So kam es denn, daß wir bei unserem Spaziergange in der Akazienallee, noch mit dem am Vorabende gesehenen Stücke beschäftigt, unvermerkt auf das Thema der herumwandelnden Geister längst schon Begrabener geriethen. Es fing an zu dämmern, die Stille des Abends schien zu düsteren Betrachtungen einzuladen, und wir waren, uns diesen hingebend, ohne es auch nur zu bemerken, bis zu dem nahe gelegenen großen Kirchhofe gelangt. Wir traten in denselben

ein und wandelten — unser erstes Gespräch fortsetzend, doch unwillkürlich mit leiserer Stimme sprechend, als fürchteten wir die Todten in ihrer Ruhe zu stören, — die schweigenden Gräber entlang, als sich ein leises Rauschen zwischen den herabhängenden Zweigen einer dicht belaubten Trauerweide vernehmen ließ, und mein Freund, nach dieser hinstarrend, entsetzt und fast tonlos ausrief: „Die Ahnfrau!" Ich folgte seinem stieren Blicke, und sah zwischen den Zweigen der Trauerweide eine hagere weibliche Gestalt hervortreten, die den Ausruf meines Freundes allerdings rechtfertigte. Sie war ganz schwarz gekleidet, der Schnitt ihrer Trauergewänder schien dem vorigen Jahrhunderte anzugehören, unter dem schwarzen Hute und zwischen den Haubenspitzen sah ein schmales, abgezehrtes, wachsgelbes Gesicht mit erloschenen Augen hervor — es war eine Gestalt, die den Gräbern entstiegen schien. „Bei Gott, sie ist es," lispelte ich schaudernd vor mich hin, als sie an uns vorübergerauscht war, und während des Heimweges nach der Stadt mußte ich dem dringenden Freunde alle Nebenumstände jenes seltsamen Sterbefalles erzählen, dessen Zeuge ich vor zwei Jahren gewesen war; denn die Ahnfrau

war Niemand anderes, als die unheimliche englische Dame, deren ganzes Wesen damals am Sterbebette jenes unglücklichen Mädchens mich mit Grauen erfüllt hatte.

Es mochten ungefähr acht bis neun Jahre seit jenem Spaziergange in der Akazienallee und auf dem Gottesacker verflossen sein, als ich einst um die Mittagszeit durch die englische Gesandtschaft dringend aufgefordert wurde, mich ungesäumt zu einer schwer Erkrankten zu begeben. Ich ward in ein Haus der Vorstadt Roßau gebracht. Der Besitzer des Hauses begegnete mir auf der Treppe, und zog mich, als er erfuhr, daß ich der erwartete Arzt sei, in ein Zimmer der Belle-Etage, welches er selbst bewohnte.

„So dringend nöthig Ihre Hilfe ist, Herr Doctor,“ — so sprach er, — „sehe ich mich doch genöthigt, Sie noch durch einige Minuten mit einer kurzen Erzählung aufzuhalten, deren Inhalt Ihnen bekannt sein muß, wenn Sie über den Zustand der Kranken, um welchen es sich handelt, und daher

über die anzuwendenden Mittel in's Klare kommen wollen.''

,,Vor etwa zehn Jahren bezog eine ältliche, wie es schien, sehr kränkliche Dame drei Treppen hoch in diesem meinem Hause eine kleine, aus nur zwei Zimmern bestehende Wohnung. Sie hatte nur einen kleinen Koffer und ein Bett in ihr Logis bringen lassen, besaß weder Stühle, Tische, Schränke, noch sonst irgend etwas zur allernothwendigsten Bequemlichkeit Erforderliches, und war auch, trotz ihrer sichtlichen Kränklichkeit von keiner Dienerin begleitet. Kaum hatte sie von ihrer bescheidenen Wohnung Besitz genommen, als sie einen Tischler kommen ließ, und durch diesen an der Eingangsthüre in ihr Logis eine viereckige Oeffnung anbringen ließ, welche von Innen mit einem Schieber zum Oeffnen und Schließen versehen wurde. Seit jenem Tage, also durch beinahe zehn Jahre hat kein menschlicher Fuß außer dem der Bewohnerin diese Gemächer betreten. Täglich erschien um eine bestimmte Stunde ein altes, sehr ärmlich gekleidetes Weib an der Eingangsthüre und pochte an dieselbe, worauf immer der Schieber von Innen geöffnet, und vom alten Weibe durch die Oeffnung ein halber Schop-

pen Milch und ein Brötchen gereicht wurde. Die Zimmer wurden selbst im strengsten Winter niemals geheizt und die Fenster standen Sommer und Winter, Tag und Nacht weit offen, nie wurde ein Licht gebrannt, und da, wie Sie sehen, mein Haus kein vis à vis hat (das Haus lag am Glacis), ist auch durch die Dauer dieser zehn Jahre kein menschliches Auge in den Aufenthaltsort dieser höchst seltsamen Matrone gedrungen.''

,,Die höchst merkwürdige Bewohnerin selbst aber — die der Welt, auf welcher sie herumwandelte, nur halb noch anzugehören schien und einem Gespenst, das seine Ruhestätte verlassen, weit mehr glich, als einem lebenden Wesen — verließ täglich um dieselbe Zeit regelmäßig auf einige Stunden ihre geheimnißvolle Wohnung, und betrat sie dann wieder schweigend, wie sie sie schweigend verlassen hatte. Niemand hat je den Klang ihrer Stimme gehört. In der Vorstadt Roßau, zu welcher mein Haus gehört, ist sie unter dem Namen der ,,Ahnfrau'' bekannt, und Neugierige, die ihr in der ersten Zeit von ferne folgten, um zu erforschen, wohin sie sich begebe, erzählten, daß das Ziel ihrer täglichen Wanderungen der Friedhof vor der Wäringer Linie

sei, auch behaupteten mehrere dieser Neugierigen, oft weiße Blumen in ihren Händen gesehen zu haben.“

„Seit etwa einem halben Jahre hat sie — wahrscheinlich durch körperliche Schwäche daran verhindert, — ihre Wohnung nicht verlassen, und man behauptet, daß seither die alte Dienerin, welche die spärliche Nahrung durch die Oeffnung an der Thür zu reichen pflegt, den Gang nach dem Friedhofe besorgt. Sie begreifen, daß diese seltsame Erscheinung in den ersten Monaten großes Aufsehen erregte, und zu mancherlei Vermuthungen und Historien Anlaß gab. Im Verlaufe der Zeit aber gewöhnte man sich an die Erscheinung der „Ahnfrau,“ denn auch die Neugierde der Menschen ermüdet, wie jeder andere ihrer Triebe.“

„Heute früh trat das bezeichnete alte Weib in mein Zimmer und meldete mir, daß der Dame, welche die kleine Wohnung drei Treppen hoch gemiethet, etwas zugestoßen sein müsse, da sie trotz des verabredeten Zeichens den Schieber nicht geöffnet habe. Ich ließ die Thüre erbrechen und schickte — da ich durch das Weib erfuhr, die alte Dame sei eine Lady — nach der betreffenden Gesandtschaft, um den Vorfall anzuzeigen. Man fand die Matrone

ganz schwarz gekleidet, wie gewöhnlich, sogar den Hut auf dem Kopfe, nahe am Bette besinnungslos am Boden liegend, die Fenster waren, wie immer geöffnet, obgleich es Winterszeit ist, und in der Mitte des Zimmers lag ein ziemlich großer Haufen Asche, welcher augenscheinlich von verbrannten Papieren stammte. Im Bette schien die Lady ihrer Sinne wieder mächtig zu werden, doch sprach sie keine Sylbe, schien durch den Vorfall und die ungewohnte Umgebung weder beunruhigt noch überrascht und starrte mit erloschenen Augen vor sich hin. Man versuchte es, ihr warme Suppe einzuflößen, allein sie schüttelte verneinend das Haupt, und schloß die Lippen fest."

So weit die Erzählung des Hausbesitzers. Ich eilte zum Bette der Unglücklichen und erkannte auf den ersten Blick jene unheimliche Erscheinung, mit welcher ich schon zweimal zusammengetroffen war. Alle meine Bemühungen, ihr Labung oder Arzneimittel beizubringen, waren fruchtlos, sie schwieg, schüttelte den Kopf, und hielt die Lippen fest geschlossen. Spät in der Nacht riß sie plötzlich die Augen weit auf, blickte nach der Decke des Zimmers, und starb. Man fand nichts bei ihr als ihre weni-

gen Kleidungsstücke. Das alte Weib betheuerte, nichts von ihren Verhältnissen zu wissen, und auch bei der englischen Gesandtschaft, welche für ihre Bestattung Sorge tragen ließ, konnte ich nichts erfahren, als daß sie der Familie der Herzöge von S** angehöre.

Welch' ein Geheimniß mochte wohl unter diesem gebrochenen Herzen begraben liegen, und sollte die Zeit keine Lösung dieses bis jetzt noch dunkeln Räthsels bringen?

2.

Der Doppeltvermählte.*)

Ich werde es nie vergessen, wie ich an einem jener gründlich trüben und nebligen Vormittage, deren Bekanntschaft man nur in London macht, vor dem aus sechs Säulen bestehenden ionischen Porticus stand, der das Centrum des großartigen und weltberühmten Bedlam-Hospitales bildet. Ich starrte nach dem englischen Wappen mit dem Löwen und dem Einhorn, das an der Façade des 580 Fuß langen Gebäudes nicht fehlt, und hing ganz im Stillen meinem Betrachtungen nach. Das Bed-

*) Auf dem Umschlage, welcher diesen Theil der Memoiren des Wiener Arztes enthielt, stand von der Hand dieses Letzteren mit Bleistift das Wort „Ergänzung" geschrieben.

Der Herausgeber.

lam-Hospital macht den Eindruck eines großen Palastes, von mächtigen Herrschern bewohnt, es ist eine imponirende Residenz, besonders für den Deutschen, der daran gewöhnt ist, auf jedem Tritt und Schritt einem Schlosse zu begegnen. Und wer hat seine Residenz aufgeschlagen in diesem herrlichen Palaste? Zwei gebietende Gestalten, unter den Hallen den Fremden bewillkommend: Die Wuth und die Melancholie. Colley-Cibbers hat es verstanden, diesen beiden Statuen einen Ausdruck zu verleihen, der jedem Eintretenden gleichsam den Tribut scheuer Ehrfurcht abverlangt. Man geht schaudernd an den Penaten dieses majestätischen Hauses vorüber und greift unwillkürlich nach der Stirne, als wollte man da eilig seinen Paß hervorsuchen, um sich als Fremden zu legitimiren beim Eintritte in das Gebiet so gefürchteter und mächtiger Herrscher.

Meine innersten Betrachtungen, als ich das Weichbild des Bedlam-Hospitals betrat, galten der Civilisation der mächtigen Göttin des Jahrhunderts, der jüngsten Urenkelin der ewig jungen Klio, diesen marmornen Ninon de Lanclot. Erst gestern hatte ich eine Frau in einer der belebtesten Straßen

Londons von Hunger und Elend erschöpft auf das Steinpflaster hinsinken gesehen, ein Opfer der weitverbreitetsten Krankheit, der hülflosen Armuth, einer Krankheit, für welche die Franzosen einen passenden Namen haben (inanition), wie dies edle Volk überhaupt jedem Schmerze sein Wort gibt, als erstes Symptom des Mitgefühles. Gleichgiltig gingen Tausende an der Verschmachtenden vorüber, kein Herz erwärmte sich für dies namenlose Elend; das bunte, lärmende, egoistische Getriebe des großstädtischen Alltagslebens trabte kampfmuthig weg über diese Unglückliche, gleich den eisenbeschlagenen Hufen einer Schwadron, die ihrem Commandowort folgt. Ich sah es mit schauerlicher Deutlichkeit, wie ungehindert man in London verhungern kann. Der Egoismus unserer Civilisation droht die Welt zu einer wüsten Insel zu machen, und jeden Armen zu einem Robinson Crusoe. Ja, der Unglückliche findet mitten unter den Tausenden, die sich seine Brüder nennen, die Einsamkeit, welche der Glückliche in einem Urwalde suchen muß und während das Elend in seiner Allgemeinheit so ungehindert fortwuchert, sind den Specialitäten desselben Paläste erbaut wie der von Bedlam.

Der Humanismus unserer Tage ist der größte Homöopath: er heilt nur Symptome und diese nur mit den kleinsten Dosen. Man findet einzelne Anstalten für einzelne Gebrechen der Gesellschaft, wie man einzelne mitfühlende Herzen findet für leidende Individuen, aber die Welt hat kein Herz und keine Anstalten für die großen allgemeinen Leiden der Menschheit.

Nachdem ich alle Einrichtungen des geräumigen Gebäudes in Begleitung meines Geleitsmannes und eines der angestellten Aerzte durchschritten hatte, betrat ich die Gartenanlagen hinter dem Bau. Unter den vielen Gestalten, welche diese Erholungsplätze der Sinnverwirrten belebten, zog die eines wohlgebildeten Mannes, von beiläufig dreißig Jahren, der mit verschränkten Armen, starr vor sich hinblickend, unter einem Baume auf einer Bank saß, meine Aufmerksamkeit auf sich. Dunkles Haar umschattete in malerischer Verwirrung eine der edelsten Stirnen, die ich jemals gesehen, die bleichen, eingefallenen Züge entbehrten nicht jenes hervorleuchtenden Ausdruckes, der schon in der Wiege empfangen, manchmal einem Menschenantlitze durch alle Phasen und Katastrophen eines stürmischen Lebens

unvertilgt bleibt gleich einem Muttermale. Er hielt eine alte, schmuzige, ganz zerknitterte Landkarte auf seinen Knieen ausgebreitet, verfolgte mit dem Zeigefinger der rechten Hand bedächtig und langsam die fast unkenntlichen Linien auf dem vergilbten Papiere und fuhr von Zeit zu Zeit rasch und unruhig mit der Linken durch sein dunkles, lockiges Haar. Dann sprang er plötzlich auf, schob die Landkarte eilig in die Tasche, und rannte fort, wie von einem raschen Gedanken ergriffen, dessen Ausführung keinen Aufschub duldet. Unwillkürlich folgte ich dem Dahineilenden mit dem Blicke und der Arzt, welcher uns durch die Räumlichkeiten der großen Anstalt begleitete, mochte den Zug des Mitgefühles bemerkt haben, der sich wohl in diesem Augenblicke auf mein Gesicht gelagert hatte; denn er wendete sich mit den Worten zu mir:

„Der unglückliche Mann flößt Ihnen Theilnahme ein, wie ich sehe.“

„Ich kann es nicht leugnen“ — war meine Antwort. —

„Auch verdient sein Schicksal diese im vollen Grade, denn der Beklagenswerthe ist das Opfer einer Intrigue, die zu den seltsamsten und ab-

scheulichsten gehört, die vielleicht jemals ersonnen worden.“

Ich drang in meinen Begleiter, mir die Leidensgeschichte des Unglücklichen nicht vorzuenthalten und mein College, an den ich eine jener dringenden Empfehlungen mitgebracht hatte, die in England mehr gelten als in irgend einem andern Lande der Welt, fühlte sich verpflichtet, meinem Wunsche Genüge zu leisten. Wir verabredeten eine Zusammenkunft in einer der gut eingerichteten Kaffeehäuser Londons, welche zwar dem Fashion nicht angehören, aber dennoch einen Comfort bieten, der nichts zu wünschen übrig läßt. Diese Kaffeehäuser meist in den Stadttheilen gelegen, in deren Nähe sich Märkte befinden, sind eigentlich der arbeitenden Classe gewidmet, welche dort auch unter dem Preise eines Schillings vortrefflich bedient wird — aber fast jedes derselben hat ein eleganteres Zimmer, das nebst der guten und wohlfeilen Bewirthung noch die Vortheile einer angenehmen Räumlichkeit gewährt, zu gemüthlichem Beisammensein und vertraulichen Mittheilungen besonders geeignet.

In dem gut eingerichteten hinteren Zimmer eines solchen Kaffeehauses im Quartier von Covent-

garden traf ich um drei Uhr Nachmittags mit meinem gefälligen Collegen zusammen, und nachdem wir ein einfaches aber gut zubereitetes Mal eingenommen hatten, erfüllte dieser sein gegebenes Versprechen, indem er zu erzählen begann, wie folgt:

„Der Mann, welchen Sie heute früh im Hospitale von Bedlam gesehen haben, ist der einzige Sohn eines Malers Namens Barnet und hat sich derselben Kunst gewidmet, die schon sein Vater mit Glück und Vorliebe getrieben hatte. Henry, so heißt der Unglückliche, entfaltete schon sehr früh die glänzendsten Eigenschaften und besaß außer seinem hervorleuchtenden Talente für die Kunst, der er sich gewidmet, auch die Gabe der Liebenswürdigkeit im Umgange mit Menschen aller Stände in jenem hohen Grade, der diese Gabe fast zu einem Talente erhebt. Jedenfalls pflegt diese glückliche Anlage für ihren Besitzer von großem Vortheile zu sein, denn es liegt in ihr fast schon eine Gewährleistung künftigen Glückes. Wer im Lebensdrama mit Beifall auftritt, dem wird der Sold auch selten verweigert, dessen man leider bedarf, um sorgenfrei zu leben. Henry war überall gerne gesehen. Sein schönes dunkles Lockenhaar gefiel den Frauen um so mehr,

als die blonde oder röthliche Farbe der Haare in England die herrschende ist — so wie in Italien, sagt man, blonde Haare, weil weniger allgemein, am meisten Glück machen. Henry galt für einen interessanten Mann. Sein Album ging in den aristokratischen Kreisen einige Male von Hand zu Hand, — und sein Glück war folglich gemacht. Wie er zu diesem gekommen? das wußte er selbst kaum. Die Fee Mab mochte ihn einmal besucht haben, um ihm ein Glück im Traume zu bringen, das er wachend vielleicht vergebens erstrebt hätte. So viel ist gewiß, daß er eines Morgens rasch aus dem Bette sprang und die Figur eines jungen aristokratischen Excentrishman, der eben an der Tagesordnung war, schnell mit Crayon skizzirte, und zwar in sehr bezeichnender Situation, mit einigen fashionablen Nebenumständen. Aus den sechs Bleistiftstrichen ward bald eine sehr nette Aquarella, die Aufsehen erregte und den jungen Portraitmaler in die Mode brachte.“

„Statt, wie bisher, für zehn Schillinge feiste Pächter und ehrenwerthe Landpfarrer mit ängstlicher Sorgfalt und fast sträflicher Wohlgetroffenheit auf Bristol Paper zu künsteln und zu klügeln, warf er nun mit bewunderungswürdiger Keckheit für zwanzig

bis dreißig Pfund junge fashionable Gestalten mit überschlagenen Beinen auf grobkörniges Torchonpapier und befand sich sehr wohl bei diesem Glückswechsel.“

„Henry ließ es dabei nicht bewenden. Er studirte die Toiletten und andere Schwächen der vornehmen Damen und wußte den Charakter der Sammt- und Seidenstoffe so trefflich aufzufassen, daß sich die damit in Verbindung gebrachten hier und da wohl etwas geschmeichelten vornehmen Damengeschichtchen herrlich daneben ausnahmen. Kurz er war sehr bald einer der gesuchtesten Portraitmaler Londons.“

„Bei all diesem Glücke hatte sich Henry jene eigenthümliche, fast rührende Bescheidenheit, Sanftmuth und Reinheit der Sitten zu bewahren gewußt, welche dem begabten Künstler so wohl ansteht und ihm einen unwiderstehlichen Reiz verleiht, einen Reiz, vor dem sich selbst der Stolz bevorzugter Kinder des Glückes beugt. Es ist nicht zu leugnen, daß Arroganz und Selbstbewußtsein eine Sicherheit verleihen, die manchmal Glück macht; aber der Armuth wahrhafter Natürlichkeit, wenn diese mit Talent gepaart ist, widerstehen selbst die schroffsten Vorurtheile nicht und die Siege, welche sie im

socialen Leben feiert, sind, wenn auch seltener, doch weit glänzender und nachhaltiger, als die jener aufgestülpten Präpotenz. Henry war in dem bezeichneten glücklichen Falle, und hatte in der That weit mehr Freunde als Neider. Ganz ohne Feinde war er übrigens nicht. Ich bin weit entfernt, dies als ein Unglück zu bezeichnen, denn Feindschaften sind dem Manne von Verdienst das, was der Speise die Würze. Ein tugendhaftes Leben ohne Feindschaften gleicht einer ungesalzenen Suppe: es entbehrt einer Probe und Bedingung seiner Vortrefflichkeit.

Ein stiller Feind und Neider war dem talentvollen und glücklichen jungen Maler schon seit längerer Zeit in einem gewissen Walker erwachsen.

Dieser wenig gesuchte und fast mittelmäßige Künstler besaß eine Art theoretischer Berühmtheit. Er hatte über Malerei schon mehrere Bücher geschrieben und wußte viel geistreicher über Bilder zu sprechen, als er sie zu malen verstand. Seine Kunsturtheile waren die Ablagerungen eines Geistes, der durch praktisches Talent wenig unterstützt wurde und darum in Wort und Schrift die Zuflucht suchen mußte, welche ihm die spröde Leinwand versagt

hatte. Da er nun von dem Ruhme des Kunstkenners und Kritikers nicht leben konnte, Bedeutendes selbst zu erzeugen aber um so weniger vermochte, als seine ästhetische Erkenntniß der Leistungsfähigkeit allzuweit vorangeeilt war, um von dieser jemals wieder eingeholt zu werden, so blieb ihm fast nichts übrig, als seine Bedürfnisse möglichst einzuschränken, von dem Credite, welchen ihm der Nimbus seines Namens gab, langsam und vorsichtig zu zehren, und zu wirklichen Arbeiten nur selten und in der äußersten Noth seine Zuflucht zu nehmen. Trat solch ein Fall dringender Verlegenheit ein, so warf er sich auf das Fach, das sich im Stillen und mit Verzichtleistung auf Ruhm am sichersten nutzbringend machen läßt — er malte insgeheim Portraits, die ihm schlecht genug bezahlt wurden und von denen in der Kunstwelt nichts verlautete. Nebenbei saß er natürlich immer auf dem Dreifuße, den er nun einmal eingenommen hatte, und schleuderte seine Orakelsprüche mit Glück in die Welt.

Einem Manne dieses Calibers mußte begreiflicher Weise der geniale, glückliche Barnet ein Dorn im Auge sein; der leichte und schnelle Erwerb, die Auszeichnung und Beliebtheit, deren sich der junge

Mann erfreute, mußten dem unpraktischen, schwerfälligen, wenn auch geistreichen Walker im Innersten der Seele wehe thun."

„Eines Tages trat Walker in eines jener fashionablen und comfortablen Häuser des Belgrasesquare, welche nur von sehr reichen und vornehmen Leuten bewohnt sind. Empfehlungen sind in London Alles, und so hatte es denn auch Walker nicht versäumt, seinen wohlaccreditirten Namen wo er konnte durch Mäcenaten unterstützen zu lassen. Ein solcher hatte ihn auf eine bestimmte Stunde nach jenem Hause beschieden, wo er ihm Arbeit (einige Portraits, die gut bezahlt werden sollten) zu verschaffen hoffte. Nachdem Walker seinen Namen genannt, wurde er durch die Diener in ein Empfangszimmer gewiesen, in welchem er ziemlich lange verweilen mußte, bis sich Jemand geneigt zeigte, ihn zu bewillkommen. Endlich nach einer Viertelstunde, welche dem hochmüthigen Künstler eine Glockenstunde geschienen hatte, that sich eine Thüre auf und der erwähnte Mäcen trat nicht ohne einige Kennzeichen der Verlegenheit durch dieselbe ein."

„Entschuldigen Sie," — so sprach der Eintretende, — wenn ich Sie warten ließ, allein was ich

Ihnen jetzt zu sagen habe, bedarf noch weit mehr Ihrer Nachsicht, als mein Säumen, an dem ich eben so wenig Schuld trage, als ich in der Hauptsache mir etwas vorzuwerfen habe. Was kann ich dafür, daß unsere fashionablen Damen eben so viele Launen haben, als sie Reize und sonstige gute Eigenschaften zählen. Vorgestern war die Lady fest entschlossen, sich von Ihnen malen zu lassen, Master Walker, heute denkt sie anders. Nichts für ungut daher, mein Werthester; ich habe Sie empfohlen, mehr stand nicht in meiner Macht. Adieu. — Nach diesen Worten winkte der Lord nachlässig mit der Hand, nickte leichthin mit dem Kopfe und verschwand wieder durch dieselbe Thüre, durch welche er gekommen war.

Walker biß sich in die Lippen, warf den Kopf hochmüthig zurück und brummte einige Worte vor sich hin, die der Aeußerung jenes Fuchses über die Weintrauben in der bekannten Fabel nicht ganz unähnlich sein mochten. Es war ihm übrigens aufgefallen, daß der Lord, der laut und mit kräftiger Stimme zu sprechen gewohnt war, jene Worte fast nur geflüstert hatte und daß sich folglich in dem anstoßenden Gemache entweder die Lady oder sonst

Jemand befinden müsse, von dem der Lord gehört zu werden fürchtete. Einen Blick durch das Schlüsselloch konnte sich bei so bewandten Umständen der beleidigte Künstler natürlich nicht versagen, und wer malt die innere Wuth, welche sich seines stolzen Herzens bemächtigte, als er in dem engen Raume, den die Breite des Schlüsselloches seinem Auge preis gab, auf dem lichten, blendenden Grunde des gegenüber liegenden Fensters im anstoßenden Zimmer die Silhouette Henry's gewahrte, und zwar in jener bezeichnenden Bewegung begriffen, die jeder Portraitmaler gar wohl kennt, in jener Pendelbewegung zwischen Modell und Papier.

Walker wußte nun, warum seine Dienste verschmäht worden waren, er kannte den Nebenbuhler, der auch diesmal wieder ihm den Rang abgelaufen hatte und was den Schmerz gekränkter Eitelkeit noch empfindlicher machte, war das kaum eingestandene, aber doch im Innersten leise angeklungene Gefühl von Henry's wirklicher Ueberlegenheit. Wer irgend producirt, sei er Maler oder Dichter oder Musiker, der hat auch im Herzen eine gefährliche, leichtverwundbare Stelle, an welcher sich die Eitelkeit ablagert, ansammelt und sogar manchmal zum

Gifte des Hasses und der Rachsucht oxydirt. Nichts wird von Menschen gewöhnlichen Schlages schwerer verziehen als Glück, besonders wenn dieses mit wirklichem Verdienste gepaart ist. So war denn auch Walker insgeheim Henry's entschiedener Feind, der schon seit längerer Zeit jeden seiner Schritte ausspionirte und, mit seinen Feinden verbündet, Pläne zu seinem Verderben schmiedete.

Während der beleidigte Künstler mit den bittersten Gefühlen den Belgravesquare entlang seinem Quartiere zueilte, saß Henry malend aber abwesenden Geistes einer der reizendsten und elegantesten Damen Londons gegenüber. Diese Dame war die geistreiche Lady Banfield.

Wer das Portrait einer schönen und geistreichen Frau malt, tritt mit dieser in eine Art geistigen Rapportes, denn er sucht aus ihren Augen ihre ganze Persönlichkeit, ihr Wesen, ihre Seele herauszusaugen, um dies Alles auf dem Papier oder der Leinwand zu fixiren. Henry war, wie schon erwähnt, mit dem Geiste in ganz anderen Regionen und dies konnte bei dem angedeuteten Rapporte einer Dame wie Lady Banfield um so weniger ent-

gehen, als sie geistreich, empfänglich und obendrein eine Frau von Welt war.

„Sie sind zerstreut, Master Barnet," sprach sie nicht ohne einen Anflug von Verstimmung.

„Ich kann es nicht leugnen," erwiederte Henry mit der ihm eigenthümlichen liebenswürdigen Aufrichtigkeit.

„Wird diese Geistesabwesenheit meinem Portrait nicht zum Nachtheile gereichen?" fuhr Lady Banfield, durch Henry's Natürlichkeit überwältigt, mit Lächeln fort. „Am Ende stehlen sich, ohne daß Sie selbst es bemerken, fremde Züge in mein Conterfey."

„Sein Sie unbesorgt, Mylady," — antwortete der naive Künstler, — „jedes Menschenantlitz ist ein Accord, in welchem ein fremder Zug die Wirkung einer falschen Note machen würde. Wir physiognomische Musiker leiden keine falschen Töne."

„Nach den Seufzern zu schließen, welche sich vorhin Ihrer Brust entwanden, sollte man glauben, mein Gesicht sei ein Adagio im wehmüthigsten Minore, während ich doch glaube — —"

„Ihr Antlitz Mylady ist ein reizendes Andante con moto, und — erlauben Sie mir, es Ihnen

zu gestehen: — gerade die Engelsgüte, die Empfänglichkeit für fremde Schmerzen, wie soll ich sagen — — die himmlische Milde, welche über Ihren Zügen ausgegossen ist, Mylady — gerade der herrliche Seelenaccord, welchen ich darin gelesen, trägt vielleicht die Schuld meiner unverzeihlichen Zerstreutheit. Erlauben Sie mir," — setzte der junge Maler, dem eine Thräne in's Auge geschlichen war, sich vom Sitze erhebend, hinzu, — erlauben Sie mir, für heute abzubrechen."

„Sie machen mich beinahe neugierig" — — — das heißt — verzeihen Sie — aber Thränen sind auffallend im Auge eines jungen lebensmuthigen Mannes."

Die junge gefeierte Lady, die gewiegte elegante Dame, welche mit den ersten Worten herausgeplatzt war und die letzten mit rückkehrender Gelassenheit, mit der Sicherheit der Dame von Welt gesprochen hatte, war nicht wenig erstaunt, als der schöne junge Mann den kaum verlassenen Sitz schnell wieder einnahm, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen hastig ihre Hand faßte und nach einem ängstlichen Seitenblicke auf das anstoßende Zimmer, in welchem der Lord Mäcen in einem Album blätternd saß, mit

gepreßter Stimme sprach: „Mylady, Sie haben ein fühlendes Herz! Ich begehe vielleicht eine Thorheit, aber ich kann nicht anders; ich muß mich Ihnen anvertrauen! Sie werden mir rathen, helfen! Ich lese es in Ihren schönen, milden Augen, daß Sie Mitgefühl haben für fremde Leiden — — und ich bin des Mitgefühles so bedürftig. Betrachten Sie mich wie einen Bettler, den Sie nicht von der Thüre weisen, dem Sie mit angewohntem Liebreiz einen Penny reichen!

Die erschrockene Lady starrte Henry mit einem Blicke an, in welchem sich neben dem begreiflichen Erstaunen die Ueberzeugung malte, sie habe keinen zudringlichen Bettler vor sich.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Frauen, daß sie in unerwarteten Fällen das wahre Sachverhältniß instinctmäßig ahnen. Lady Banfield wußte sogleich, daß es die Rolle einer Vertrauten war, die ihr nun so plötzlich und auf so seltsame Weise zugemuthet wurde. Henry mußte dies bemerkt haben, denn mit gesteigertem Muthe fuhr er fort:

„Mylady! Ich fühle, wie gewagt, wie kühn es ist, daß ich Sie zur Vertrauten meiner Qualen, meiner Hoffnungen, meiner Pläne mache! Ich,

der Sie heute zum zweiten Male sieht, der gar kein Recht auf Sie hat, außer dem Vorrechte, welches das schnelle Erkennen fremder Vorzüge gewährt — ein schlichter Künstler der stolzen Dame gegenüber — — ein Narr, der sich einbildet, in Ihren Augen etwas gelesen zu haben, das ihn vor der Gefahr schützt, von Ihnen ausgelacht zu werden — —"

„Sprechen Sie ohne Scheu," — sagte nun die gutmüthige Lady, in deren Zügen schon jene weibliche Neugier gemächlich Platz genommen hatte, welche, dem Mitgefühle nahe verwandt, halb noch gefesselte vertrauliche Mittheilungen so sanft von den Lippen des Erzählers zu lösen pflegt, — „sprechen Sie ohne Scheu; es würde mich herzlich freuen, wenn ich einem Künstler, den ich hochschätze, irgendwie nützlich werden könnte."

„Nun denn," — fuhr der kühn gewordene junge Maler fort, — „so erlauben Sie mir, Ihnen eine Angelegenheit anzuvertrauen, in welcher ich den Rath eines Engels brauche, eines Schutzengels, wie ihn mir nur eine der großmüthigsten Launen des Schicksales in Ihnen senden konnte!"

„Ich bin bereit, Sie zu hören."

„Aber Mylord im Nebenzimmer — — was ich

Ihnen mitzutheilen habe, ist das heiligste Geheimniß meines Lebens.“ —

„Mylord muß fort,“ — sprach mit fast komischer Bestimmtheit die liebenswürdige Lady, deren Neugierde nun schon den höchsten Grad erreicht hatte.

„Aber wie ihn zum Fortgehen bewegen?“

„Das hält nicht schwer,“ — erwiederte die nicht unerfahrene Dame auf Henry's fast ängstliche Frage — — und fünf Minuten später eilte Mylord, der in einem entfernten Stadtwinkel gelegenen Wohnung Walker's zu, mit dem Auftrage, dem abgewiesenen Künstler, gleichsam als Entschädigung für die verursachte Ungelegenheit, einige Album-Skizzen abzukaufen — während Henry in vertraulichem Tête à tête der interessanten Lady seine Leidens- und Liebesgeschichte erzählte.

Diese Geschichte war ziemlich einfach und ich glaube, sie mit wenigen Worten genügend wiedergeben zu können, wenn auch der junge Maler weit mehr als eine Stunde an die Mittheilung derselben gewendet haben mochte.

Sie bestand in Folgendem:

Henry's damals schon seit mehreren Jahren verstorbener Vater hatte sich für das bescheidene Vermögen, welches er seinem Künstlerfleiße und seiner Sparsamkeit verdankte, ein kleines Haus in Piccadilly gekauft und in diesem von einem nicht minder bescheidenen Garten umgebenen Besitzthume war es, wo Henry die glücklichen Tage der Kindheit verlebt, wo er den beseligenden Traum des Jünglingsalters geträumt hatte. Dieser letztere, nämlich der Traum, lehnte sich an eine Gartenmauer, welche des alten Barnet Besitzung von der des Nachbars trennte und ein großer Kastanienbaum hatte es nicht versäumt, dem lichten Jünglingstraume seine schönen dunkeln Schatten zu leihen ....

Um mich kurz zu fassen, berichte ich mit trocknen Worten, daß Henry manchmal nasse Augen hatte, wenn er über die Mauer blickte, weil ein junges kaum fünfzehnjähriges Mädchen, welches beim Nachbar in Kost oder Pension war, zufällig gerade Zug für Zug und buchstäblich alle Erfordernisse besaß, um Henry's Jugendideal zu verkörpern. Die verkörperten Jugendideale sehen manchmal wunderbarer Weise ganz abscheulich aus, weil die Phantasie des Jünglings mit rührender Emsigkeit Alles, was die

Natur versäumt, zu ergänzen pflegt, — aber bei Henry war es anders, er hatte den Formensinn seines Vaters geerbt, er war geborner Maler und der Eindruck, welchen die junge Nachbarin auf ihn gemacht hatte, gereichte seinem guten Geschmacke nicht zur Schande. Arabella, so hieß sie, war nicht nur ein sehr hübsches Mädchen, sondern sie hatte auch jenen bezaubernden Ausdruck von Unschuld und Gutmüthigkeit, der ganz geeignet ist, in den Träumen eines unverdorbenen jungen Gartennachbars eine Hauptrolle zu spielen. Henry war kein gewöhnlicher Mensch, seine Phantasie war rein und unbescholten wie sein ganzes Wesen und ein gutes, jeder edlen Regung fähiges, für Tugend empfängliches Herz, war mit dieser verbündet. Der junge Maler schwor sich selbst mehr als einmal in stillen mondhellen Nächten, die er schlaflos verbrachte, feierlich zu, daß er sein ganzes Leben der schönen, so wunderlieblichen Arabella weihen, daß er diese zum Gegenstande seiner Träume und Bestrebungen, zum Zielpunkte all seines Dichtens und Trachtens machen wolle. Was sich ein junger, zwanzigjähriger Schwärmer beim Mondschein selbst zuschwört, das will mehr sagen, als die Eide, welche manch=

mal bei hellem Sonnenschein geschworen werden, und Henry war ein gutes, treues Herz.

Was konnte der ehrliche junge Künstler dafür, daß Arabella nach zwei Jahren plötzlich von sehr vornehmen Verwandten reclamirt, daß sie plötzlich dem Schauplatze seiner schönsten Träume entrückt wurde? Er hatte der armen kleinen Kostschülerin Verheißungen gemacht, bei denen ein unerwarteter Glückswechsel freilich nicht in Rechnung gezogen worden war, er hatte mit der bescheidenen, aber sehr wohlerzogenen Pensionairin über die Mauer hin ein Bündniß für alle Ewigkeit geschlossen, das aller zeitlichen Güter spottete und sich um vornehme oder reiche Verwandtschaften wenig kümmerte.

Eines Tages vermißte Henry seine schöne Nachbarin, sie war plötzlich auf gar wunderbare Weise verschwunden, und kam auch in den nächsten Tagen nicht zum Vorscheine.

Was war zu machen? Unser junger Maler faßte sich ein Herz und ging eines schönen Morgens schnurgerade zu den Nachbarsleuten, über das Schicksal seiner Geliebten Erkundigung einzuziehen. Bei diesen erfuhr er zu seinem größten Schreck, daß Arabella nun plötzlich eine ganz vornehme Lady

geworden sei, um die sich früher fast Niemand bekümmert, die aber gegenwärtig eine sehr glänzende Zukunft zu hoffen habe.

So lange Henry Arabellen für ein armes Mädchen gehalten hatte, war ihm nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen, daß seiner Bewerbung ein materielles, außerhalb dem Bereiche der Liebe und Herzensübereinstimmung gelegenes Hinderniß in den Weg treten könnte. Nun sah er plötzlich einen Berg von Schwierigkeiten sich zwischen seiner Liebe und Arabellen emporthürmen. Er hatte etwas von dem Stolze eines Plato in seinem Wesen, und der Reichthum oder die Macht galt ihm eher für ein Hinderniß als für einen Hebel der Annäherung. Arabella war ihm nun gleichsam ferner gerückt worden, sein Gefühl lehnte sich mächtig auf gegen den Gedanken an eine Vortheil bringende Heirath.

Man muß selbst arm gewesen sein um zu wissen, was Stolz heißt in des Wortes edelster Bedeutung.

Henry war zwar eigentlich nicht arm, denn sein Talent sicherte seine Zukunft, aber er besaß kein Vermögen, er konnte sich nicht als Actionair oder Grundbesitzer ausweisen, und das ist heut zu Tage schon genug, um für einen armen Teufel zu gelten.

Sein Stolz war nun so unverzeihlich groß, daß er mit der mächtigsten Leidenschaft, mit der aufrichtigen und wahrhaftigen ersten Liebe in die Schranken trat. Sie können mir's glauben, daß es wirklich so war, wenn es auch unwahrscheinlich klingt. Henry vermied es in der That, Arabellen wieder zu begegnen.

Eines Tages — es waren seit dem Verschwinden der benachbarten jungen Kostschülerin schon mehrere Wochen verstrichen — wurde spät Abends an Henry's Thüre gepocht und ein ihm ganz fremder Mann bat ihn um eine Unterredung, die keinen Aufschub leide.

Der arme junge Maler erschrak heftig, als die Einleitung des Gespräches, das der Unbekannte, nachdem er Platz genommen, anknüpfte, mit dem Namen seiner heißgeliebten, nun schon verloren gegebenen jungen Nachbarin, der vornehmen Lady begann. Wie sehr vermehrte sich aber Henry's Bestürzung, als er aus dem Munde des fremden Mannes erfuhr: seine theure Arabella, das Mädchen, welches er über Alles liebte, liege todtkrank darnieder, sei von Londons ersten Aerzten aufgegeben, und habe sterbend nach ihm verlangt.

„Die Eltern Ihrer Geliebten,“ — so fuhr Arabellens Arzt (denn dieser war der Besucher) mit schneidender Kälte in seiner Mittheilung fort, — „die Eltern Ihrer Geliebten würden nie zu einem Verhältnisse ihre Zustimmung gegeben haben, das, wie Sie selbst einsehen werden, für eine Thorheit eben passend, für eine ernstere Folge aber gar zu abenteuerlich gewesen wäre, wenn — —“

„Mein Herr!“ — unterbrach ihn Henry mit einer Mischung von Verzweiflung und Empörung — — —

„Ereifern Sie sich nicht,“ — fuhr der wohlbeleibte Dr. Andol fort, — „Alles was geschehen wäre, falls Miß Arabella das Glück gehabt hätte nicht in der Blüthe ihrer Jahre sterben zu müssen, gehört eigentlich nicht zur Sache und es handelt sich für jetzt nur um den Umstand, daß die todtkranke Lady nun einmal die Grille hat, nicht eher sterben zu können, als bis sie den Maler Henry Barnet noch einmal gesehen und gesprochen. Wer wird einer Sterbenden etwas abschlagen? Folgen Sie also gefälligst einer Einladung, mit der Sie unter andern Umständen schwerlich belästigt worden wären, Mister Barnet.“

Henry war von dem Hauptinhalte der ihm zugekommenen Nachricht zu aufgeregt, Arabellens Lebensgefahr hatte ihn zu tief erschüttert, als daß er von dem Verletzenden, das sonst in Dr. Andol's Worten lag, hätte berührt werden können. Er machte sich eilig zurecht, und folgte dem feisten Doctor, der zum Glücke die heißen Thränen nicht bemerkte, die über Henry's Wangen liefen, als Beide die Treppe hinabstiegen.

Der Arzt drängte den unglücklichen jungen Mann in seinen vor dem Hause harrenden Wagen, und Henry ließ Alles mit sich geschehen wie natürlich.

Der Wagen hielt nach kurzer Zeit vor einem imponirenden Palaste. Ohne auch nur zu wissen, wo er sich befand, schritt der verzweifelnde junge Mann die breiten Marmortreppen hinan, welche der wohlbeleibte Doctor Andol keuchend vor ihm erklimmte, bis er in einem großen Saale aus seiner Betäubung erwachte. Hier saßen um ein Sopha gruppirt mehrere Herren und Damen, die Henry in seinem großen Schmerze kaum einer Aufmerksamkeit würdigte, bis sich die hohe Gestalt eines ältlichen

breitschultrigen Mannes von einem neben dem Sopha stehenden Stuhle erhob und auf ihn zuschritt.

„Master Barnet?“ so frug der robuste, aber todtenbleiche Mann.

„So heiße ich.“

„Sie sind der bekannte Maler Barnet?“

„Ich bin Maler und Barnet ist mein Name.“

„Treten Sie auf einige Augenblicke mit mir in mein Arbeitzimmer.“

„Ich bin bereit.“

Nach diesem lakonischen Zwiegespräche folgte der bestürzte Jüngling dem alten Manne, dessen stolze Haltung etwas Rührendes hatte, verglich man sie mit der tiefen Betrübniß, die auf seinen Gesichtszügen lagerte.

In dem anstoßenden Zimmer ließ sich der Vater Arabellens (denn dieser war es, mit welchem es Henry zu thun hatte) auf ein Sopha nieder und lud unsern Maler mit einer Handbewegung ein, das Gleiche zu thun.

„Sie wohnen in Piccadilly?“ dies die kurze Frage des alten Mannes.

Nachdem Henry diese bejaht hatte, fuhr er fort:

„Sie wissen, daß meine Tochter, meine Arabella sterbend ist?“

Henry antwortete mit einem Strome von Thränen.

Ueber die stolzen ernsten Züge des Fragers glitt rasch, doch in eigenthümlicher Schöne, ein Ausdruck herzlicher Rührung, der aber, schnell bekämpft, dem früheren Ernste wieder Platz machte.

„Welchen Einfluß üben Sie auf mein armes Kind, daß es nicht sterben kann, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben?“

„Ich weiß nichts von einem solchen Einflusse,“ — sprach Henry mühsam und mit seinen Thränen kämpfend, — „ich weiß nur, daß ich Arabellen liebe, und den Tag, an dem sie sterben wird, nicht überleben werde.“

Arabellens Vater bedeckte seine feuchten Augen mit der rechten Hand, rieb mit dieser heftig, fast krampfhaft seine Stirne, und erhob sich dann plötzlich vom Sitze.

„Warten Sie einen Augenblick, ich werde gleich wieder hier sein.“ Mit diesen Worten verließ der Lord rasch das Zimmer und ließ den unglücklichen Henry mit seinem namenlosen Kummer allein.

Der arme Junge weinte wie ein Kind und glaubte diese Stunde nicht überleben zu können. Alle Einzelheiten der schönen Augenblicke, welche er in

unschuldvoller Seligkeit mit Arabellen an jener Mauer unter dem dunkeln Kastanienbaume verlebt hatte, schritten nun in der Erinnerung als schneidende Schmerzen durch seine Seele — er wußte nun plötzlich, daß alles Erdenglück für ihn verloren sei und daß es begraben werden würde mit Arabellen.

Nach einer tödtlichen halben Stunde öffnete sich endlich die Thüre, nach welcher Henry mit schmerzhafter Ungeduld gesehen hatte, und der alte Lord trat wieder ein. Sein Gesicht war, wo möglich, noch bleicher, als früher.

„Folgen Sie mir." So sprach er fast tonlos und ergriff Henry's Hand, die zurückschauderte vor der eisigen Berührung, denn die Hand des großen, breitschultrigen, bleichen Lords war kalt wie die einer Leiche.

Der Weg, den die beiden Männer einschlugen, führte durch einen langen Gang. Als sie beiläufig die Mitte desselben erreicht hatten, blieb der voranschreitende Lord plötzlich stehen, wandte sich nach dem jungen Manne um, und sah ihm fest in's Auge.

„Sie lieben Arabellen aus dem Grund Ihres Herzens?" — so frug er mit bebender Stimme, —

„ich will es glauben,“ — fuhr er, sich fassend, fort, — „weil es sonst unmöglich wäre, daß das arme Kind in seiner Todesstunde so innig an Ihnen hinge.“

„Ob ich Arabellen liebe? Ich liebe nichts als sie! Ich liebe die Sonne nur, weil sie Arabellen bescheint, und wenn dieser Engel des Lichtes stirbt, wird mir die Welt ein dunkler Kerker sein, in den die Sonne keinen mitleidvollen Strahl mehr sendet.“

Nach einer kurzen Pause, während welcher in den bleichen Augen des Lords ein heftiger Seelenkampf sichtbar wurde, platzte er mit der Frage heraus: „Wollen Sie sich dem Tode vermählen?“ und als Henry mit einem Strome von Thränen betheuerte, daß er nichts sehnlicher wünsche, als mit Arabellen noch im Leben vereint zu sein, um ein Recht zu haben, ihr recht bald in die Gruft zu folgen, — da rollten zwei große Thränen über das bleiche Gesicht des riesigen Lords und er drückte den jungen Mann krampfhaft an seine Brust.

Arabella lag auf ihrem Krankenlager, ein bleicher Engel, der mit stiller Ergebung des Erdenschmerzes letzte Bürde trägt und den sehnsüchtigen Blick schon hilfesuchend nach einer besseren Welt erhoben hat. Als Henry an der Hand des Lords zu

ihrem Bette trat, flog eine leise Röthe über ihre eingefallenen Wangen, der halb erloschene Blick ward durch einen flüchtigen Glanz belebt, der an das letzte Aufflackern einer erlöschenden Lampe gemahnte. Mildes Lächeln umspielte die bleichen Lippen, und bot einen tiefergreifenden Contrast, gegen den schmerzlichen Ausdruck, welcher den noch im Hinschwinden so schönen Zügen des sterbenden Mädchens aufgedrückt war. Sie richtete sich mit Anstrengung im Bette auf und als der inzwischen herbeigerufene Priester ihre Hand in die ihres geliebten Henry legte, da schien ihr ganzes Wesen verklärt und begeistert, ihre Stirne war mit jenen Perlen überdeckt, welche die Schwäche auf das Antlitz der Sterbenden zu säen pflegt; doch ihr weit geöffnetes funkelndes Auge ruhte mit Innigkeit auf Henry und sie sprach mit erstaunenswerther Deutlichkeit und Kraft: „Nicht wahr, Henry — wir sind jetzt recht glücklich, — recht glücklich!“ Der junge Maler konnte seinen gewaltsam hervorbrechenden Thränen nicht gebieten, er küßte die Perlen von der Stirne seiner Verlobten und drückte ihre abgemagerte Hand an sein klopfendes Herz. Der Lord stand wie ein bleiches, unbewegliches Marmorbild

in einer Ecke des Zimmers und stierte mit weit geöffneten, erloschenen Augen nach der Gruppe am Bette seiner Tochter.

Es schlug Mitternacht, als Henry, von einem vorleuchtenden Diener geleitet, durch den langen finsteren Gang schritt, durch welchen er in Begleitung des Lords nach Arabellens Schlafgemach gekommen war. Schon hatte er beinahe das Ende desselben erreicht, als sich plötzlich eine Thüre aufthat, die von der Seite in den Gang mündete. Der Luftstrom, der in diesem Augenblicke durch die geöffnete Thüre in den Corridor drang, verlöschte das Licht, welches der Diener trug, und dieser sagte, sich entschuldigend: „Belieben Sie nur einen Augenblick zu warten, ich werde sogleich mit Licht hier sein!“ Henry stand allein im engen Gange von tiefer Finsterniß umgeben, ein leiser Schauer durchrieselte ihn, als er ganz nahe das Rauschen eines Seidengewandes vernahm. Er fühlte deutlich, wie eine weibliche Gestalt an ihm vorüberhuschte, ihn mit dem seidenen Gewande streifend, und es war ihm, als hörte er ganz vernehmlich die Worte lispeln: „Vergessen Sie nie, daß es nur der Tod war, dem Sie sich vermählt haben.“

Kaum hatte er diese eben so geheimnißvollen als unheimlichen Worte vernommen, als auch der Diener schon mit Licht zurückkam; im langen Gange befand sich außer diesem und Henry kein lebendes Wesen und Todtenstille herrschte im ganzen Hause. Als der junge Mann tief erschüttert und fast betäubt von den Erlebnissen des Abends mechanisch in der Richtung nach seiner Wohnung durch die menschenleeren Straßen schritt, hörte er noch einmal ganz nahe an seinem Ohre dieselben Worte flüstern und es war ihm einen Augenblick, als habe er die Stimme Walker's erkannt. Gleich darauf sah er auf der Seite, von welcher die Worte kamen, eine dunkle Gestalt in eine finstere enge Gasse schlüpfen.

Schlaflos wälzte sich der unglückliche junge Mann auf seinem Lager, heiße Thränen benetzten sein Kopfkissen und Arabellens bleiches Bild wich nicht von seiner Seele. „Nicht wahr, Henry, wir sind jetzt recht glücklich — recht glücklich?“ Diese Worte der sterbenden Geliebten tönten ihm unaufhörlich im Ohre, und der schneidende Gegensatz, welchen sie zu seinem Seelenzustande bildeten, verwundete ihn schmerzhaft und machte sein Herz bluten. Der erwachende Tag warf kaum den ersten scheuen

Blick durch's Fenster herein und auf des Schlaflosen Schmerzenslager, als heftig an des Malers Thüre gepocht wurde. Es war ein Diener, welcher den so eben erfolgten unerwarteten Tod des Lords meldete und Henry zugleich ein Schreiben einhändigte. Der Inhalt dieses so seltsamen Briefes erregte einen Sturm der widerstrebendsten Gefühle in der Brust des jungen Mannes; er war folgender:

„An den Maler H. Barnet.“

„Nicht der Tod allein hat in dieser Nacht gewaltet, auch das Leben hat wunderbarer Weise neue Blätter getrieben und ein schon fast verwelkter Zweig wird vielleicht in Kurzem wieder üppig grünen. Sie aber werden es nicht vergessen, daß es der Tod war und nicht das Leben, dem Sie sich vermählt haben.“

„Kein Zweifel! Arabella ist dem Leben wiedergegeben, eine wohlthätige Krisis, heute Nacht eingetreten, hat die Hoffnung des Arztes neu belebt — aber der Tod ihres Vaters —? er ist ihr verschwiegen worden — sie wird ihn erst erfahren, wenn sie die Kraft haben wird, solchen Schmerz zu tragen, — und nun der holde Engel wieder leben

soll, — nun will die stolze Familie — vielleicht die Frau, welche im finsteren Gange an mir vorüberrauschte — die Vermählung leugnen!" — — Dies waren beiläufig die Gedanken, die, gleich Blitzen, rasch durch Henry's Seele fuhren.

Wer sich jemals mit der ganzen Gluth jugendlicher Begeisterung einem geliebten Gegenstande hingegeben, der weiß, wie mächtig dies eine, ausschließliche Gefühl die ganze innere Welt eines reinen Herzens erfaßt, wie neben diesem kein anderes Platz greifen kann. Henry war nach Durchlesung des seltsamen Schreibens nur von einem Gedanken, nur von einer Hoffnung beseelt: Arabella's Genesung! Wie bereitwillig hätte er jedes Opfer gebracht, um nur ihr theures Leben zu erhalten! wie gerne hätte er jeder Hoffnung entsagt, um sich nur des einen Glückes zu versichern: der Ueberzeugung, daß Arabella sich ferner des rosigen Lichtes freuen, daß sie athmen, daß sie leben werde!

Armer Jüngling! Er wußte nicht, daß mit dem großen, breitschultrigen, bleichen Lord auch seine Hoffnungen, seine Zukunft, sein Glück gestorben waren — er ahnte nicht, daß Arabella, wenn

auch dem Leben wiedergegeben, doch für ihn verloren sein würde.

Vergebens versuchte er es durch mehrere Tage, im Hause des Lords Einlaß zu erhalten. Ein grober, wohlunterrichteter Portier wies ihn mit kalter Bestimmtheit zurück, so oft er es versuchte in den Palast zu dringen. Niemand wollte ihn erkennen, Niemand etwas von ihm wissen — ja, als er am dritten Tage sich als den Gatten Arabellens anmelden lassen wollte, ward er verhöhnt und gleich einem zudringlichen Bettler zurückgewiesen.

Jetzt erst erinnerte er sich, daß außer dem verstorbenen Lord und dem Priester Niemand Zeuge seiner Vermählung mit Arabellen gewesen war, und daß es ihm somit schwer fallen würde, die Rechte zu erweisen, welche er auf das geliebte Wesen hatte, das nun seine Gattin war. Vergebens bemühte er sich, die Züge jenes Geistlichen in sein Gedächtniß zurückzurufen, vergebens sann er auf Mittel, den unerhörten Ränken, deren Opfer er war, entgegen zu treten. Er wandte sich an die berühmtesten Advocaten Londons, erzählte ihnen den ganzen Hergang des abenteuerlichen Ereignisses, betheuerte ihnen mit den heiligsten Schwüren die Wahrheit

seines Vorgebens — aber das Ansehen der mächtigen Familie, welcher Arabella angehörte, stand den Betheuerungen eines schlichten jungen Malers zu gewichtig gegenüber, als daß es nicht jeder besonnene Anwalt vorgezogen hätte, Henry für einen Abenteurer oder Narren zu erklären, ehe er auch nur der Vermuthung Raum gegeben hätte, eine so angesehene Familie werde sich in den sonderbaren Fall begeben, um den es sich hier handelte. Arabella selbst ward durch ihre Angehörigen überredet, die Vermählung mit Henry sei nur ein Fiebertraum gewesen, und der gute dicke Doctor Andol bezeugte vor dem Instructionsrichter, daß der Maler Barnet zwar zum Troste der Kranken an ihr Bette gerufen worden sei, daß aber von einer Vermählung mit dem jungen Maler nicht die Rede gewesen sei. Die Aussage des Doctors Andol, der noch in diesem Augenblicke das Vertrauen vieler ehrenwerther Familien Londons genießt, mag allerdings eine ehrliche gewesen sein, denn er hatte das Haus des Lords schon verlassen, ehe dieser den Gedanken faßte, Henry mit der sterbenden Arabella zu vermählen. Von dem Priester aber, welcher die Vermählung vollzogen, hat sonderbarer Weise nichts mehr ver=

lautet, und nur die Aussage eines zehn Jahre später verstorbenen Dieners, welche dieser kurz vor seinem Verscheiden gemacht, hat später in dieser Beziehung auf eine Spur geleitet.

Arabella war inzwischen von ihrer schweren Krankheit genesen. Der Tod ihres geliebten Vaters, den man ihr nach drei Wochen mit aller Vorsicht und Schonung beigebracht hatte, war wohl Veranlassung eines schnellen, sehr drohenden Rückfalles gewesen, aber die jugendliche Kraft des Mädchens hatte auch über diese neue Gefahr bald den Sieg erfochten und ehe zwei Monate vergangen waren, prangte Arabella wieder im vollen Glanze ihrer jugendlichen Schöne.

Es ist wohl hier am Platze, über die nächsten Umgebungen des reizenden Mädchens einige Worte zu sagen.

Arabella's Mutter war kurz nach der Geburt ihrer Tochter gestorben, und als sich der Lord ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Frau mit der reichen und mächtigen Herzogin von S.** vermählte, die ihn durch ihre zum Sprichworte gewordene Schönheit wunderbar bezaubert hatte, mußte das arme Töchterlein erster Ehe gar schnell beseitigt werden, denn die Herzogin hatte es zur Bedingung

ihrer Einwilligung gemacht, daß Arabella außer dem Hause erzogen würde. Der Lord war zu schwach und zu verliebt, um sich nicht jede Bedingung gefallen zu lassen, und er glaubte daher Alles gethan zu haben, als er sein kleines Töchterlein bei braven und geachteten Leuten in Piccadilly untergebracht und diesen aufgetragen hatte, das liebliche Kind gegen reichlichen Jahresgehalt standesmäßig aufzuziehen.

Dort war es, wo Henry, fünfzehn Jahre später, über die Gartenmauer hin und unter dem dunkeln, traulichen Schatten eines Kastanienbaumes einen Herzensbund geschlossen hatte, der freilich in die späteren Pläne der stolzen Familie wenig paßte.

Der Lord hatte von seiner reizenden zweiten Gemahlin einen Sohn bekommen, dem die Bestimmung oblag, den Glanz der Familie zu erhalten und auf nachkommende Geschlechter zu verpflanzen. Erst nach dem unerwartet und schnell erfolgten Tode dieses Stammhalters war von der inzwischen zur holden Jungfrau herangeblühten Arabella wieder die Rede gewesen und dem Tode ihres Stiefbruders, so wie dem Umstande, daß kein Erbe mehr zu hoffen stand, verdankte das in Piccadilly bescheiden aufer-

zogene Mädchen seine Erhebung und Wiederaufnahme in den Schooß der aristokratischen Familie. Der Lord, welcher immer mit geheimer Vorliebe an Arabellen gehangen hatte, und nur durch angewohnte Schwäche an der lauten und offenen Darlegung seiner Gefühle gehindert worden war, ließ diesem mächtigen, lange verhehlten Drange nach dem Tode seines Sohnes freien Lauf, da er nun die steinernen englischen Vorurtheile für sich hatte, indem Arabella von nun an seine einzige Erbin und die Fortpflanzerin seines Geschlechts war. Dem kurzen leidenschaftlichen Entzücken folgte der ätzende Schmerz, den Arabellens Krankheit, ihr hoffnungsloser Zustand in das Vaterherz träufelte, und dieses Gift war es, das den großen, breitschultrigen Lord in wenigen Tagen hinraffte.

Nach dem Tode des Lords stand die genesende Arabella unter dem Einflusse zweier Frauen. Die Eine war ihre stolze Stiefmutter, die andere deren ältere ledige Schwester. Letztere hatte Arabellen zur Zeit ihrer Verborgenheit in Piccadilly oft besucht und war vielleicht außer Henry das einzige Wesen, das dem Mädchen zugethan war. Ihrer Vermittlung verdankte nun der arme junge Maler manche geheime

Zusammenkunft mit seiner Geliebten und wenn Miß Mary (so hieß die Matrone) auch nichts weniger als freundlich und einnehmend war, so steckte hinter der hagern, grämlichen alten Jungfer doch mancher Zug von instinctmäßiger Anhänglichkeit an Arabellen, der geeignet war, mit der Unheimlichkeit ihres sonstigen Wesens und ihrer äußeren Erscheinung zu versöhnen.

So ungefähr standen die Sachen, als Henry in dem Belgrave-Square der eben so liebenswürdigen als geistreichen Lady Banfield in der Eigenschaft eines en vogue gekommenen Portraitmalers gegenüber saß, ihr die eben erwähnten Ereignisse anvertrauend, während Walker, der seinen glücklicheren Nebenbuhler durch das Schlüsselloch erspäht hatte, mit bitteren Gefühlen und schnöden Vorsätzen im Herzen seiner entlegenen Wohnung zueilte.

Die lebenslustige und geweckte Lady Banfield war durch des jungen hübschen Malers Erzählung lebhaft angeregt worden. Die abenteuerliche Geschichte mit der Vermählung am Sterbebette und den nachfolgenden Intriguen hatte ihr Interesse um so siegreicher gefangen genommen, als sie Arabellens Familie, die der höchsten Gesellschaft angehörte,

genau kannte und des interessanten, blassen Künstlers ganze Persönlichkeit für einen spannenden modernen und lebendigen Roman wie geschaffen fand:

„Ich will mich Ihrer gerechten Sache annehmen,“ sagte sie, nachdem Henry seine Erzählung beendigt; „Sie sollen Ihre Arabella, die Ihnen von Gott und der Welt gebührt, Sie sollen Ihre geliebte junge Frau nicht länger entbehren.“

„So habe ich mich also nicht getäuscht,“ — rief Henry mit Begeisterung, — „als ich in Ihnen, theure Lady, meinen Schutzengel, meine Vorsehung erkannte!“

„Ich will mich bestreben, Ihre Vorsehung zu sein, unter einer Bedingung — —“

„O sprechen Sie, gebieten Sie! ich gebe mich und mein Schicksal ganz in Ihre Hände!“

„Gut denn, meine Bedingung ist die, daß Sie mir in Allem ohne Widerrede folgen, daß Sie mir unbedingten Gehorsam leisten.“

„Wer würde sich Ihrem milden Scepter nicht willig fügen, herrlichste der Frauen!“

„Nun denn,“ — erwiderte Lady Banfield auf des Jünglings feurige Betheuerung, — „morgen

um diese Stunde sollen Sie Ihre Verhaltungsbefehle erhalten.“

Am andern Tage fand sich Henry pünktlich im Bereiche seiner Vorsehung, im Palais der Lady Banfield ein.

Die Dame empfing ihn mit einem triumphirenden Lächeln, doch entging es dem jungen Maler nicht, daß die angenommene Ruhe, mit welcher seine Schutzgöttin prunken wollte, zuweilen durch eine gewisse Hastigkeit unterbrochen wurde, die sie vergebens zu verbergen strebte.

„Ich frage Sie nochmals,“ — sprach die Lady, nicht ohne einige Feierlichkeit, — „ob Sie bereit sind, sich meinen Befehlen unbedingt zu unterwerfen?“

„Ich bin es, so wahr ich Sie als meine Vorsicht verehre und anbete.“

„Gut denn, so treten Sie in dies Gemach.“

Bei diesen Worten öffnete Lady Banfield eine Tapetenthüre, welche Henry früher nie bemerkt hatte, und schob den jungen Maler in ein kleines elegant eingerichtetes Boudoir, das einen Alkoven enthielt, welcher durch große faltige Draperien von weißem Mousselin abgeschnitten war. Sie folgte

dem Jünglinge, die Tapetenthüre hinter sich schließend, und ehe sich Henry von seinem Erstaunen erholt hatte, lag Arabella in seinen Armen. Wie eine Göttin oder Fee aus den duftigen Wolken, so war sie zwischen den weißen Draperien hervorgetreten. Henry schloß die geliebte Gattin glühend in seine Arme, während Lady Banfield ängstlich an der Tapetenthüre lauschte, denn so eben waren Tritte und weibliche Stimmen im anstoßenden Empfangszimmer hörbar geworden. Arabella erblaßte, denn sie hatte die Stimme ihrer Stiefmutter erkannt.

„Nun ist keine Zeit mehr zu verlieren," — lispelte die etwas entmuthigte Schutzgöttin, welche sich trotz ihres Schrecks bemühte, die Fassung zu behaupten, die ihre Rolle erforderte. Leise schob sie die beiden Gatten durch die entgegengesetzte geheime Thüre nach einer schmalen Wendeltreppe, die in den hinteren Hof führte. Während sie Arabellen, die vor Angst kaum zu gehen vermochte, mit liebender Sorgfalt stützte, flüsterte sie dem jungen Maler zu: „Ihr seid erst einmal vermählt, das genügt nicht; der Wagen, der Euch im hintern Hofe erwartet, soll Euch nach Greetnagreen tragen, wo ein Hufschmied Eure Ehe fest und dauerhaft mit Eisen

beschlagen wird. Eilt, verliert keine Zeit, haltet Euch nirgends auf und kommt glücklich an's Ziel. frohes Wiedersehen!''

Mit diesen Worten hatte sie die Liebenden in den Wagen geschoben, der nun mit seinem Inhalte rasch dahinflog. Die Schutzgöttin selbst aber kehrte über die Haupttreppe in ihre Gemächer zurück, um Arabellens Stiefmutter und die sie begleitende hagere Miß Mary zu empfangen, die von dem Entweichen Arabellens noch nichts wußten, und deren Besuch in diesem verhängnißvollen Augenblicke nur ein Witz des Zufalles gewesen war.

Wenige Tage später sprach ganz London von der Vermählung des Portraitmalers Barnet mit Miß Arabella.

Sie können sich wohl die Wuth vorstellen, welche sich der Stiefmutter Arabellens bemächtigte, als sie die Frucht ihrer Ränke auf solche Weise vereitelt sah. Der feiste Doctor Andol bemühte sich vergebens, die aufgeregten Nerven der stolzen Herzogin zu beschwichtigen; für sie gab es kein anderes Heilmittel, als die Hoffnung sich an dem verwegenen Maler zu rächen, ihm die süße Beute wieder zu entreißen. Dafür wußte der schwerfällige Doctor Andol nun

freilich keinen Rath, aber der Zufall führte der ergrimmten Herzogin einen anderen Arzt zu, der, ihre Gefühle gegen Barnet theilend, um die Mittel zur ersehnten Rache nicht verlegen war, und dieser war der Maler Walker.

Nach einer ziemlich langen geheimen Unterredung mit der Herzogin trat dieser heimtückische Schurke mit schadenfrohem Lächeln auf die Straße und schritt einem entfernten Stadttheile zu, während des ganzen langen Weges still vor sich hinlächelnd und tausend Entwürfe in einem Kopfe herumwerfend, der auch ohne die rothen Haare, die ihn bedeckten, unheimlich und häßlich genug gewesen sein würde. In einer schmuzigen engen Gasse trat er in ein Kaffeehaus, das nicht eben die gewähltesten Gäste beherbergte, flüsterte einem wohlgekleideten jungen Manne einige Worte in's Ohr und zog ihn dann rasch mit sich auf die Straße: „Alles ist bereit," sagte er zu seinem Begleiter, „eile, damit Du nicht zu spät kommest, vergiß die bewußte Blase nicht, lege die Pistolen zurecht, damit wir sie zur Hand haben, wenn wir sie brauchen und spiele Deine Rolle gut. Die Herzogin wird Dir morgen zweihundert Pfd. Sterling überschicken. Nun fort! keinen Augenblick

versäumt!" Der Angeredete bog rasch in eine Seitenstraße, Walker verfolgte ruhig und wohlgefällig vor sich hinlächelnd seinen Weg. Endlich hielt er vor einem Hôtel still, und stieg nach kurzem Ueberlegen die Treppe hinauf. Durch einen Aufwärter angemeldet, trat er rasch in eine geräumige Stube der Belle-Etage und stürzte mit erheuchelter Freude in die Arme Henry's, der mit seiner jungen Frau in dem Hôtel abgestiegen war.

„Nimm meinen herzlichen Glückwunsch, theurer, geliebter Freund! zu einer Verbindung, die das Glück Deines Lebens machen muß!" mit diesem Ausrufe begleitete er die Judasumarmung und drückte seinem theuren Freunde so oft und so herzlich die Hand, daß dieser vor Schmerz aufgeschrieen haben würde, wenn der Händedruck eines biederen und theilnehmenden Freundes nicht für jeden Feinfühlenden eine wahre Seligkeit und Herzstärkung wäre.

„Doch wo ist Miß Barnet, Deine geliebte Frau? Laß mich nicht allzu lange auf das Glück warten, Ihr meine Achtung zu bezeugen."

„Für heute, lieber Walker, bin ich Wittwer, denn meine Schutzgöttin Lady Banfield hat es sich

nicht wehren lassen, meine Frau, mit der sie in's Kings-Theater gefahren ist, für die ganze Nacht in Beschlag zu nehmen. Arabella wird keine ruhige Nacht zubringen, denn sie hat der guten Lady versprechen müssen ihr vor dem Einschlafen unsere abenteuerliche Fahrt nach Greetnagreen haarklein und mit allen Details zu erzählen."

„Um so besser," — versetzte Walker, in seinem Innern den Zufall preisend, der seinem tückischen Plane zu Hilfe kam — „um so besser; denn ich muß Dir nur gestehen, daß ich mit mehrern meiner Freunde, die auch die Deinigen sind, ein förmliches Complott gegen Dich abgemacht. Wir haben uns vorgenommen, Deine glückliche Vermählung, das heißt die zweite, die nun nicht mehr bestritten werden kann, in einer herrlichen Villa, welche wir zu diesem Zwecke gemiethet, zu feiern und ich bin als Abgesandter gekommen, um die Ueberzeugung zu holen, daß Deine Verheirathung Dir noch so viel Freiheit übrig gelassen hat, als nöthig, um ein Paar Stunden im Kreise bewährter Freunde zuzubringen."

„Das ist Schicksalsfügung!" — sagte Henry in froher Laune, den Hut auf die Stirne setzend, —

„Du kommst als Abgesandter des Garçon-Lebens, das sich nun bei mir beurlauben will, gerade zur rechten Stunde, um an mir den rechten Mann zu finden. Ich folge Dir, denn ich kenne meine Pflicht.“

Arm in Arm schritten die beiden Männer durch die vom Monde fahl erleuchteten Straßen und Henry ahnte es nicht, daß es sein Todfeind war, der ihn mit sich fortschleppte, wie die Hyäne ihre Beute.

Sie bestiegen einen Miethwagen, und fuhren nach einer reizend gelegenen, ziemlich entfernten Villa, deren hell erleuchtete Fenster ihnen schon von Weitem entgegenfunkelten, einen reizenden Contrast bildend gegen die bleichen Strahlen des Vollmondes, die sich sanft niedersenkten auf den Park, von dem die Villa umschlossen war.

Im Salon der Villa herrschte lautes, fröhliches Treiben, an der langen mit Speisen und Weinen reichlich besetzten Tafel waren nur noch zwei Plätze leer, welche alsbald durch Barnet und Walker eingenommen wurden, bei deren Eintritte in den Saal lauter Jubel und lustiges Aneinanderklirren der Gläser ertönt war. Henry erkannte unter den frohen lärmenden Gästen manch' befreundetes Gesicht, Toaste

folgten auf Toaste, des perlenden Champagners war kein Ende und Alles war ein Herz und eine Seele.

Sie erlassen mir wohl die ausführliche Beschreibung dieses Bankettes, das durch Walker so glänzend und reichlich als nur immer möglich veranstaltet worden war, und gestatten mir, sogleich zu der traurigen Katastrophe überzugehen, welche auf dasselbe folgte.

Schon war es zwei Uhr Morgens, alle Köpfe waren, vom reichlichen Genusse geistiger Getränke erhitzt, mehr als die Hälfte der Gesellschaft hatte sich schon entfernt, als sich zwischen Henry und einem der Gäste ein lebhafter Streit über Malerei entspann. Der junge Mann, der diesen zuerst angeregt hatte, ward immer heftiger, immer lauter, leidenschaftlicher. Walker spielte die Rolle des Vermittlers, aber in jener bekannten Weise, die eher geeignet ist, die Streitenden anzufeuern, als sie zu vereinigen. Bald wurden die Worte mit weniger Wahl gebraucht, der nun angestimmte Ton schien den meisten der Anwesenden zu mißfallen, denn Einer nach dem Andern entfernte sich, so daß zuletzt außer den beiden Streitenden und Walker nur noch zwei Gäste anwesend

waren. Dem erhitzten Barnet entfuhr ein unbedachtsames Wort, das bald mit einer unzweideutigen Beleidigung erwiedert ward, vergebens warf sich Walker in's Mittel; Beleidigung wurde auf Beleidigung gehäuft, und das Ende war eine förmliche Ausforderung.

„Wir schießen uns," schrie der junge Mann, der den Streit begonnen hatte, vor Wuth schäumend. „Wir schießen uns und zwar sogleich! Die Erde hat nicht Raum mehr für uns Beide! Ehe eine Viertelstunde verfließt, muß Einer von uns todt sein!"

Mit diesen Worten war er fortgerannt und Barnet, seiner selbst nicht mehr mächtig, schritt rasch im Zimmer auf und nieder und wollte nichts hören von Walker's vermittelnden und beschwichtigenden Worten, die nur dazu dienten, ihn noch mehr aufzubringen. Nach zehn Minuten trat der junge Mann ganz außer Athem in den Saal und präsentirte Henry zwei Pistolen zur Wahl.

„Und nun lassen Sie uns eilen," rief er, nachdem Barnet eine der Pistolen ergriffen hatte, „der Mond wird uns leuchten, und zu allem Ueberflusse brennt dort unten im Park noch eine Laterne,

die einem von uns Beiden zur Todtenlampe werden soll!"

Rasch flog er die Treppe hinab, Henry folgte ihm, die beiden letzten Zeugen dieses Auftrittes hatten sich schon früher entfernt, und nur Walker folgte den beiden Duellanten in den Park. Wenige Secunden später fielen fast gleichzeitig zwei Schüsse, und röchelnd lag der junge Mann, der den Streit begonnen hatte, am Boden hingestreckt. Seine Hände waren schmerzhaft an die Brust gepreßt, ein dicker Blutstrom färbte seine lichte Weste und seine Sommerbeinkleider, — Walker sprang herzu, dem Gefangenen beizustehen — umsonst — er gab kein Lebenszeichen mehr — es war um ihn geschehen.

„Fliehe," rief nun Walker dem unglücklichen Henry zu, der in dumpfer Betäubung nach seines Gegners Leiche starrte. „Fliehe um Gottes Willen, Du kennst die furchtbare Strenge unserer Gesetze. Es ist drei Uhr, in einer Stunde fährt ein Schiff ab, das segelfertig in der Themse liegt, ich bin mit dem Capitain befreundet, ich sehe keinen andern Weg zu Deiner Rettung!" Henry gehorchte händeringend seinem Freunde, der nun dem Fliehenden nachrief: „Erwarte mich am Hinterpförtchen, ich

will hier schnell auf die Gartenbank steigen und es versuchen, die Laterne zu verlöschen, die auf den Leichnam des Unglücklichen ihr grelles Licht wirft.

Eine Stunde später war Henry am Bord eines Schiffes, das nach Amerika segelte, und als er aus dem dumpfen Hinbrüten erwachte, das sich seiner bemächtigt hatte, befand sich das Fahrzeug schon auf offener See.

Im Park war es inzwischen minder ernsthaft hergegangen. Kaum war die Laterne durch Walker verlöscht worden, als auch schon die beiden Gesellen, die kurz vor dem Zweikampf die Villa verlassen hatten, wieder herbeischlichen. Walker hatte ihnen schnell einige Worte zugeflüstert, und war dann dem unglücklichen Henry durch das Hinterpförtchen gefolgt, um ihn an die Themse zu begleiten. Der Todte hatte sich bald darauf lachend vom Boden erhoben, und hatte seine blutige Wäsche mit frischer vertauscht, die ihm die beiden Spießgesellen gebracht hatten. Singend gingen die drei Taugenichtse nach dem Kaffeehause, in welchem wir am Abende Walker mit einem derselben verkehren gesehen, und die Morgendämmerung fand das edle Trifolium noch beim Glase Punsch.

Am andern Tage war in London das dunkle Gerücht von einem Duelle verbreitet, das Nachts in einer entlegenen Villa stattgefunden habe, und in den Abendblättern las man, daß ein talentvoller junger Maler Namens Henry Barnet im Zweikampfe erschossen worden sei, die Leiche des Unglücklichen sei zwar noch nicht aufgefunden worden, aber Blutspuren im Park einer Villa hätten den Schauplatz des Zweikampfes verrathen.

Die unglückliche Arabella hatte bei der Nachricht von diesem schrecklichen Ereignisse die Besinnung verloren und nur nach langen Bemühungen gelang es dem Doctor Andol, sie wieder zum Bewußtsein zurückzurufen. Schon am nächsten Morgen ward sie auf Befehl der Herzogin in Begleitung der hagern Miß Mary nach dem Continente eingeschifft, und diese, welche in's Geheimniß gezogen, und reichlich beschenkt wurde, mußte geloben, der unglücklichen Arabella nie zu entdecken, daß ihr Gatte noch lebe, auch erhielt sie, wie sich aus späteren Nachforschungen und aus einem Briefe ergab, welcher nach dem Tode der Herzogin in einem geheimen Fache gefunden wurde, gewisse Verhaltungsbefehle, für den Fall, als Arabella sich Mutter fühlen sollte. Noch

schwebt manches Dunkel über dieser Reihe der schändlichsten Verbrechen, aber es geht ein Gerücht, daß Arabella bald nach jenen Begebenheiten in Oesterreichs Residenzstadt am gebrochenen Herzen gestorben sei, nachdem ihr Miß Mary, von Gewissensbissen gequält, gestanden habe, daß ihr Gatte noch am Leben sei. Ein Jahr nach jener Nacht in der Villa, wurde ein Wahnsinniger in's Bedlam-Hospital gebracht, in dem man den todtgeglaubten Maler Barnet erkannte. Der Maler Walker hatte sich schon früher, von Reue gefoltert, eine Kugel durch den Kopf gejagt. Was aus der Schwester der Herzogin, jener hagern Miß Mary geworden, darüber hat nichts weiter verlautet, denn der mächtigen Familie der Herzöge von S.** war es gelungen jede weitere Untersuchung zu hintertreiben.

Diese Mittheilung, welche mir mein Begleiter mit allen Zeichen tiefer Bewegung und unbestreitbarer Glaubwürdigkeit machte, erschütterte mich um so tiefer, als ich an dem Zusammenhange der-

selben mit den im vorigen Abschnitte erzählten Erlebnissen nicht zweifeln konnte. Ich übte, meinem gefälligen Begleiter gegenüber, das Vergeltungsrecht, indem ich ihm als wahrscheinliche Ergänzung seiner Geschichte die der „Ahnfrau" erzählte.

3.

Marie.

Es herrscht ein unleugbarer Dualismus in der menschlichen Natur. Die Sache, das Factum ist längst anerkannt, das „Warum?" das „Wie?" gehört zu jenen grauenerregenden Räthseln, nach deren Lösung der dreitausendjährige Menschenverstand bisher fruchtlos seine Fühlhörner ausgestreckt hat. Wir Aerzte sind meist Empiriker, das heißt, wir werden's im glücklichsten Falle, im minder glücklichen ersticken wir in der Theorie, in einer Theorie, welche so verworren ist, und so viele Lücken hat, daß man darüber den Verstand verlieren kann, wenn man einen solchen zu verlieren hat. Unter allen Wissenschaften hat die unsrige die meisten Systeme und die wenigsten Fortschritte aufzuweisen. Unsere größten Triumphe sind meist widerrufen wor-

den, unsere haltbarsten Resultate waren meist sehr traurig, unsere größten Irrthümer waren meist am lehrreichsten. Wir schweben mit unserer Wissenschaft zwischen den Räthseln des physischen Zeugungsproceßes und den Wundern der unerhaschbaren Psyche, kurz zwischen zwei Größen aequal x. Der obenerwähnte Dualismus tritt uns auf allen Wegen als herausforderndes Fragezeichen entgegen, und unsere berühmtesten Schriftsteller, unsere tiefsten Forscher sind bisher noch die Antwort schuldig geblieben. Glücklich, wer das Talent besitzt, sich durch Hypothesen in ruhigen Schlaf lullen zu lassen, Vermuthungen für Ueberzeugungen, Wahrscheinlichkeit für Gewißheit zu nehmen. Der gewissenhafteste Arzt ist oft der unglücklichste, dem Proceßführenden nicht unähnlich, der sich zu keinem gütlichen Vergleiche verstehen kann. Das Erfolgreichste in der Medizin war am Ende immer die Casuistik, und scharfe Beobachtung meist das wesentlichste Verdienst.

Das Princip des Dualismus in der menschlichen Natur gibt sich nicht nur durch die zahllosen Widersprüche, durch die in entgegengesetzter Richtung wirkenden Kräfte oder Triebe kund, deren fortwähren-

der Kampf eigentlich die Geschichte des geistigen und physischen Menschenlebens bildet, sondern sogar durch die in die Augen fallende Doppeltheit der meisten physischen Constructionen. So lange die beiden Füße sich den Schwerpunkt des Körpers gleichmäßig und unmerklich einander zuwerfen, schreitet der Mensch gerade vorwärts, und erst durch die Störung seines Gleichgewichtes, d. h. wenn er hinkt, wird er daran erinnert, daß er zwei Füße hat. So geht es auch mit den unsichtbaren Functionen des menschschen Organismus, denn nur die Störung des Gleichgewichtes in denselben führt auf die Spur sich widerstrebender Kräfte, obgleich schon in dem Begriffe der Harmonie mindestens zwei Töne erforderlich. Doch ich verliere mich in Betrachtungen, aus denen man, einmal hinein versenkt, wie aus einem dichten Walde, kaum den Weg wieder herausfindet. Darum zur Sache.

Der Dualismus, welcher im menschlichen Organismus zu wohnen scheint, bethätigt sich am meisten im Nervensystem. In der nervösen Beschaffenheit mancher Individuen, oder bei nervösen Anfällen derselben begegnet man häufig den auffallendsten Widersprüchen.

Ich ward einst in das Haus des Kaufmanns N.** in Wien gerufen, und zwar um meinen ärztlichen Beistand einem schwer erkrankten Mädchen, Namens Marie zu leisten, welches seit mehrern Jahren als Dienerin im Hause lebte, aber seiner musterhaften Aufführung wegen fast wie ein Glied der Familie betrachtet und behandelt wurde. Marie litt, wie man mich versicherte, schon seit ihrer zartesten Jugend an auffallender Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, und auch ihr gegenwärtiger Zustand gab hierfür Zeugenschaft. Die Veranlassung zu ihrem schweren Erkranken war folgende gewesen:

Madame N.** war ausgegangen, um einige Einkäufe zu besorgen, und hatte Marie mit ihrem jüngsten etwa zweijährigen Kinde in einer Stube allein gelassen, deren Fenster nach der Straße sahen und offen standen. Ein etwa anderthalb Schuh hohes eisernes Geländer, wie man solche zum Schutze der Blumentöpfe an den Fenstern anzubringen pflegt, fehlte nicht, und mochte Marien wohl als hinreichende Verwahrung erschienen sein, denn sie beging die Unvorsichtigkeit, die Stube für einige Minuten zu verlassen, um nach der Küche zu sehen.

Das Kind war inzwischen am Fenster empor und über das Geländer hinausgeklettert, so daß es außerhalb desselben frei nach der Straße hin stand, sich mit den kleinen Händchen am Geländer festhaltend. Madame N.** bog eben, von ihren Einkäufen zurückkehrend, in die Straße ein, und näherte sich ihrem Wohnhause, als sie zufällig einen Blick nach den Fenstern des dritten Stockwerkes, welche die ihrer eigenen Wohnung waren, warf. Wer vermag es den Schreck der armen Mutter zu schildern, als sie ihr Kind frei am Gesimse in der Schwindelhöhe stehend erblickte! Ein halb erstickter Schrei des Entsetzens war Alles was sie vorzubringen vermochte, sie sank ohnmächtig auf das Straßenpflaster. Fast gleichzeitig trat Marie in die Stube zurück, das Blut erstarrte ihr beim Anblicke der gefährlichen Lage, in welcher sich das Kind befand, — sie war einer Ohnmacht nahe — das Kind aber lächelte ihr freundlich entgegen. Ein rasches Wort, der kleinste Ausruf des Schreckes, eine hastige Bewegung, ja vielleicht eine ängstliche Miene konnte das kleine Geschöpfchen verderben, das von der Gefahr, in welcher es sich befand, nichts wußte. Marie näherte sich langsam und lächelnd dem Fenster

— o was mußte ihr dies Lächeln kosten! — und dies Lächeln rettete dem Kinde das Leben — denn es ließ sich ruhig unter dem Aermchen fassen und über das Geländer in's Zimmer heben. Als das Kind in Sicherheit war, sank Marie ohnmächtig zu Boden. Ein gefährliches nervöses Fieber fesselte sie durch längere Zeit an's Krankenlager, während Madame R.**, nachdem sie zu sich gekommen war, bald wieder gesundete, gesundete an den Freuden der Mutterliebe.

So bemerkenswerth dies Ereigniß in mancher Beziehung sein, so vielen Stoff zum Nachdenken es dem Arzte bieten mag, so hätte ich dasselbe doch nicht für interessant genug gehalten, um unter meinen Wiener Memorabilien aufbewahrt zu werden, wenn ich ihm nicht die Bekanntschaft mit Marie verdankte, mit Marie, welche sich durch ein späteres Erlebniß Anspruch auf das Interesse meiner Leser erworben hat. Diese mögen daher die vorstehende kurze Mittheilung nur als Einleitung betrachten und einem Ereignisse ihre Aufmerksamkeit zuwenden, welches sich einige Jahre später zutrug, und sowohl die geistige als auch physische Stärke eines

entschieden nervenschwachen Mädchens in das grellste Licht stellt.

Der Fall, von dem ich spreche, war ein nächtlicher Einbruch, der in der Wohnung des Kaufmanns R.** gewagt wurde, und dessen Verlauf ich umständlich, wie er sich aus den Acten der später gepflogenen Untersuchung ergab, meinen Lesern mittheile, da er in Bezug auf die arme Marie gewiß als ein psychologisches und pathologisches Curiosum betrachtet werden kann.

In der R**schen Wohnung in der Plankengasse lag Alles in tiefem Schlafe. Nur Marie war noch im Sitzzimmer ihrer Gebieterin beim Scheine eines Talglichtes emsig mit Sticken beschäftigt. Madame R.** hatte ihr seit heute gestattet, sich dieses Zimmers während ihrer nächtlichen geheimen Arbeitsstunden zu bedienen. Das arme Mädchen wollte nämlich Emilien, die Tochter ihrer Gebieterin, die im Begriffe stand, sich zu vermählen, mit einem auf Brüßler Art gestickten schönen Hochzeitschleier überraschen, und da ihr kleines Stübchen an das Schlafgemach Emiliens stieß, konnte sie dort nicht in den späten Stunden Licht brennen, ohne Gefahr zu laufen, daß dies einmal

der zufällig Erwachenden auffallen würde. Die Uhr des St. Stephansdomes schlug eben Mitternacht, sie verbarg ihre heute begonnene Arbeit sorgfältig in einer Kommodelade, welche ihr Madame R.** zu diesem Zwecke angewiesen, und löschte das Licht aus, um vorsichtig nach ihrer Schlafkammer zu schleichen. In diesem Augenblicke glaubte sie in dem anstoßenden nur durch eine Glasthüre getrennten Empfangzimmer Geräusch zu hören, und ein Blick, den sie zufällig in den über der Kommode hängenden großen Spiegel warf, machte ihr Blut zu Eise erstarren.

Zum Verständniß der folgenden Begebenheiten ist es unumgänglich nöthig, daß ich meine Leser mit der Topographie der R**schen Wohnung bekannt mache.

Vom Stiegenraum gelangte man durch ein kleines Vorzimmer unmittelbar in's Empfangzimmer, an welches rechts das Arbeitszimmer des Hausherrn und links das Sitzzimmer der Frauen stieß. Von letzterem, in welchem wir Marie mit Sticken beschäftigt fanden, kam man in die weiteren Wohnzimmer. Der Spiegel, in welchen das Mädchen eben zufällig einen Blick geworfen, hing zwischen

den beiden Fenstern so an der Wand, daß man, im gehörigen Winkel hinein blickend, die Glasthüre und durch diese die entgegengesetzte Wand im anstoßenden Empfangzimmer sehen konnte. Marie, noch am Nähtischchen stehend, auf welchem sie eben das Licht ausgelöscht hatte, befand sich zufällig in einer Richtung gegen den Spiegel, von welcher aus sie in demselben die Glasthüre und durch diese die Haupteingangsthüre des Empfangzimmers sehen konnte. Im Augenblicke, da sie das Licht ausgelöscht hatte, waren zwei Raubgesellen in's Vorzimmer eingedrungen, und eben öffnete Einer derselben vorsichtig und leise die Eingangsthüre des Empfangzimmers, und ließ den Schein der Blendlaterne hineinfallen, als Marie zufällig, einen Blick auf den großen Trumeau-Spiegel werfend, durch denselben mit Schaudern das Eindringen fremder Männer gewahrte. Bedenkt man, daß Alles im Hause außer Marie in tiefem Schlafe lag, daß sie allein, nur von den Schauern der Mitternacht umgeben, plötzlich, vom zweifelhaften Schein einer Blendlaterne beleuchtet, die beiden unheimlichen Gestalten erblickte, und daß das Erscheinen im Spiegel zur Nachtzeit den Gegenständen an und für sich schon den Charakter des

Unheimlichen verleiht, — so wird man es begreiflich finden, wenn in diesem Augenblicke ihr Blut zu Eis gerann. Regungslos starrte sie einen Augenblick in den Spiegel, keines Lautes, keiner Bewegung, keines Gedankens fähig, und als ihr, vom Schrecken für einige Secunden gelähmtes Bewußtsein wiederkehrte, als ihr der rasche Gedanke, in's Schlafgemach ihrer Gebieter zu eilen, sie zu wecken — wie ein Blitz durch den Sinn fuhr, da waren die beiden Männer schon in der Mitte des Empfangzimmers, der fahle Schein der Blendlaterne fiel schon durch die Glasthüre in's finstere Sitzzimmer, der Boden knisterte schon ganz nahe unter ihren leisen Tritten — — es war zu spät. Wie die dringendste Gefahr, die höchste Todesangst gewöhnlich einen letzten verzweiflungsvollen Entschluß zu erpressen pflegt, so überflog Marien auch plötzlich der Gedanke, sich rückwärts auf den Stuhl sinken zu lassen und sich schlafend zu stellen. Es war die höchste Zeit, denn kaum hatte sie die Augen geschlossen, als auch schon der Schein der Blendlaterne der hereingeschlichenen Gauner auf dieselben fiel. Hatten sie ihre rasche Bewegung noch gesehen? Dies war der gräßliche Zweifel, der ihr das Herz krampfhaft

zusammenzog, und ihr den Athem verschlug. Mit der Kaltblütigkeit gewandter Diebe waren die beiden Raubgesellen beim unerwarteten Anblicke eines schlafenden Mädchens einen Augenblick bewegunglos stehen geblieben, einen raschen Blick des Einverständnisses wechselnd,

„Sie schläft," lispelte kaum hörbar der Eine.

„Wer weiß?" war des Andern leise Antwort.

„Das Messer?"

„Hier —"

Leise schlich nun der Eine auf den Zehen ganz nahe vor das regungslose Mädchen, hielt die Blendlaterne so, daß der Schein derselben gerade auf ihr Gesicht fiel, und sprach, die Spitze seines Messers ihrer Brust nähernd, leise, aber deutlich und mit Nachdruck:

„Sie schläft n i c h t, die Canaille schläft n i c h t, und das Beste wird sein, ich mache sie kalt."

Bei diesen Worten hatte er die Züge des Mädchens fest in's Auge gefaßt und mit dem genäherten Ohr aufmerksam auf ihre Athemzüge gelauscht. Keine Veränderung war in ihrem Gesichte vorgegangen und sie athmete ruhig durch den halbgeöffneten Mund, gleich einer Tiefschlafenden.

„Die schläft," sprach nun der Mörder, „die schläft so gewiß, als wir Beide hier im Zimmer sind," und trat mit seinem Begleiter in's Empfangzimmer zurück, um geräusch-los in des Hausherrn Arbeitzimmer, worin dessen Handkasse befindlich, zu dringen.

Mariens Herzschläge, die durch den Kampf zwischen Todesangst und moralischem Zwange fast gelähmt gewesen, beschleunigten und verstärkten sich nun nach Maßgabe, als die drohende Gefahr sich von ihr entfernte, fast bis zum physischen Schmerze; es war, als wäre das Herz ein eiserner Hammer geworden, und die Brusthöhle der Ambos. Die Thüre, welche vom Empfangzimmer nach des Kaufmanns Arbeitzimmer führt, knarrte, Marie wagte es, die Augen zu öffnen. Einen Augenblick überlegte sie, — das Zimmer, in welchem sie sich befand, war nun wieder ganz finster, das Anstoßen an einen Stuhl oder Tisch konnte sie verrathen und in die Hände der Mörder liefern, eh' es ihr gelungen wäre, das Schlafgemach ihrer Gebieter zu erreichen. Zum klaren Bewußtsein ihrer Lage erwacht, denn der Instinct der Todesangst hatte sie bisher geleitet, schauderte sie unwillkürlich so heftig zusammen, daß

der Stuhl, auf dem sie bisher unbeweglich gesessen, ein ziemlich lautes Geräusch machte. Zum Glücke war es von den beiden Gaunern nicht gehört worden. Durch einen raschen Entschluß bestimmt, sprang nun das arme Mädchen schnell vom Sitze auf, und rannte nach der Thüre, welche in die weiteren Gemächer führt. Wie dies im Dunkeln so leicht geschieht, verfehlte sie in etwas die Richtung und stieß heftig gegen eine Kommode, so daß die Gauner darauf aufmerksam wurden. Das Messer in der Rechten, die Blendlaterne in der Linken, schritt nun Einer derselben rasch durch das Empfangzimmer nach der Glasthüre zu, um der Veranlassung jenes Geräusches im Sitzzimmer nachzuspüren, und Marie, der entgegengesetzten Thüre nun schon sehr nahe, ward vom angstvollen Zweifel durchzuckt: ob wohl der Schlüssel der Thüre, durch welche sie zu entfliehen im Begriffe stand, von außen stecke, so daß sie sich und ihre Gebieter schnell von den Raubgesellen absperren könnte. Unglücklicher Weise war sie aber mit dem Kleide an einem Schlüssel der Kommodelade hängen geblieben, und bis sie sich gewaltsam und mit Geräusch von diesem Hemmnisse losgerissen hatte, war der Mörder bereits bis in's Sitz-

zimmer gelangt, und erreichte im selben Augenblicke die Thüre, durch welche Marie entfloh, als sie diese hinter sich zugezogen. Ein schneller Griff von außen hatte der Unglücklichen die fürchterliche Ueberzeugung verschafft, daß kein Schlüssel im Schlosse stecke, und da im selben Augenblicke ihr Verfolger von innen die Thüre aufzureißen versuchte, blieb ihr nichts übrig, als sich mit der Kraft der Verzweiflung an das Schloß zu klammern, und um Hilfe zu rufen. Die Thüre schwankte hin und her, Marie raffte ihre letzten Kräfte zusammen, um das Hereindringen des Mörders zu hindern; doch diese begannen bereits zu schwinden, und wäre der Gauner nicht in seinen Anstrengungen durch das Messer und die Blendlaterne, die er in den Händen hielt, in etwas gehindert worden, ihr Widerstand hätte auch diese kurze Frist nicht errungen. Nun aber war der Gefährte des Räubers herangekommen, um ihm die Blendlaterne abzunehmen — es war um Marien geschehen — da durchzuckte sie der rasche Gedanke: die Thüre, deren Schlüssel unglückseliger Weise abgezogen war, könne einen Nachtriegel haben. Mit fast übermenschlicher Anstrengung zog sie nun die Thüre mit der linken Hand an sich, langte

mit der Rechten unter das Schloß, und stieß nun rasch den glücklich vorgefundenen Nachtriegel vor. Sie war von den Mördern abgesperrt. Nun rannte sie in die anstoßende Stube, sperrte wieder hinter sich zu, und riß das nach der Straße gehende Fenster auf, mit gellender Stimme um Hilfe rufend. Der Kaufmann R.** und die Seinigen waren schon durch den früheren Hilferuf aus dem Schlafe aufgeschreckt worden. Der alte Herr hatte schnell Licht gemacht, und trat nun, ein Pistol in der Hand, aus seinem Schlafzimmer; auch Emilie und Mad. R.** waren herbeigeeilt. Marie wankte ihnen entgegen, konnte nur noch das Wort „Mörder!“ stammeln, und sank ohnmächtig zu den Füßen ihrer Gebieter.

Den durch den Hilferuf versammelten Hausleuten gelang es, sich der beiden Raubgesellen zu bemächtigen, welche nicht entfliehen konnten, da das Hausthor geschlossen war. Aus der gerichtlichen Untersuchung ergab es sich, daß die beiden Verbrecher sich schon vor Thoresschluß in's Haus geschlichen, und in einem wenig betretenen Winkel desselben bis zur Mitternachtsstunde versteckt gehalten hatten. In die Wohnung selbst waren sie mittelst eines nachge-

machten Schlüssels gedrungen, denn sie sich mit Hilfe eines früher gewonnenen Wachsabdruckes verschafft hatten.

Marie verfiel nach diesem furchtbaren Ereignisse in eine gefährliche nervöse Krankheit, von der sie erst nach beinahe einem halben Jahre völlig genas; wer wird aber nicht über die Geistesgegenwart und den Muth dieses nervenschwachen Mädchens staunen?

4.

Die Bettlerin.

Kein Glaube ist so alt und so verbreitet als der, welchen die Menschen aller Zeiten und aller Zonen an das geheimnißvolle Traumleben knüpften. Unwillkürlich drang sich ihnen immer die Vermuthung auf, daß die leichtbeschwingte Psyche, wenn das Gewicht des Körpers im bleiernen Schlafe hingesunken, sich in freierem Fluge erhebe, daß sie in jenen Regionen herumflattere, die dem Wachenden ihre geheimnißvollen Pforten schließen, gleichwie die Flüssigkeiten sich klären, wenn sich der Bodensatz gesenkt hat. Zu allen Zeiten gab es Traumdeuter, Nornen, Sibyllen. Bei den Alten war der Glaube an die Realität der Träume, ja an das Erscheinen der Abgeschiedenen ein feststehender, eine Ueberzeugung. Die größten Männer des Alterthums, wie

Julius Cäsar, Brutus, Perikles, zweifelten nicht an der Wirklichkeit jener wunderbaren Rapporte und selbst Herodot, der Vater der Geschichte, erzählt uns ja die merkwürdige Begebenheit von dem Jünglinge, der im Gasthofe ermordet wird und seinen fernen Freund aus dem Schlafe rüttelt, ihn um Hilfe anflehend, und ihm zuletzt den Ort bezeichnend, wo ihn seine Mörder verscharrt.

Die nachstehende Begebenheit, eine der psychologisch merkwürdigsten und interessantesten, welche mir während meines vieljährigen Wirkens als Arzt begegnet, will ich ohne Erläuterungen, ohne Glossen hier unter meinen Memorabilien verzeichnen, Denjenigen, welche sie nach meinem Tode finden und lesen werden, die Betrachtungen und Ueberzeugungen überlassend, die sie etwa daran knüpfen wollen. Ich meines Theils glaube genug gethan zu haben, wenn ich den Begebenheiten und Erlebnissen, welche ich verzeichne, den Stempel unverfälschter Wahrheit aufgedrückt, wenn ich sie mit historischer Treue erzählt. — —

Ich ward einst in das Haus eines der wohlhabendsten Bürger Wiens gerufen, dessen einzige Tochter schwer erkrankt war. Emilie, so hieß meine

kleine Patientin, mochte etwa dreizehn Jahre zählen, sie war bereits im Besitze aller Prämissen, welche auf einstmalige siegreiche Schönheit schließen lassen: ihre großen, dunkeln Augen hatten den Ausdruck von Klugheit und Gutmüthigkeit, von lebendigem Geiste und tiefem Gefühle, wie er so selten gefunden wird, und wohl am seltensten in diesem frühen Lebensalter. Reiches, schwarzes Haar überschattete eine schön und sanft gewölbte Stirne, die im Vereine mit der etwas gebogenen Nase die Hauptbedingungen eines jener reizenden Profile bildete, bei deren Anblicke man unwillkürlich an die Antike, an die Meisterwerke griechischer Bildhauerkunst erinnert wird. Die blendende Weiße der zarten, fast durchsichtigen Haut und ein kaum merklicher Zug von Melancholie, der, dem Lächeln des schönen Mundes beigelegt, gleichsam wie ein musikalisches Auflösungszeichen den gesammten Accord der Züge, in ein schönes, weiches, klagendes Minore zu verwandeln schien, vollendete die Anmuth des Bildes. Emilie war in großer Gefahr; das Fieber, welches ihr von einer schlecht behandelten entzündlichen Krankheit zurückgeblieben war, hatte einen chronischen Charakter angenommen und fing an nervös zu wer-

den. Nur der sorgsamsten Behandlung, der pünktlichsten und ausharrendsten Pflege gelang es, das holde Mädchen der drohenden Gefahr zu entreißen und selbst die Reconvalescenz des zarten Wesens war eine sehr langsame.

Ein Umstand hatte mir schon bei dem zweiten Krankenbesuche meine kleine Patientin sehr interessant gemacht. Sie hatte einen Augenblick benutzt, in welchem man mich mit ihr allein gelassen, um hinter ihrem Kopfkissen ein kleines Päckchen hervorzuziehen, und es mir mit fast ängstlicher Eile einzuhändigen. „Wenn Sie, lieber Herr Doctor, über die Ferdinandsbrücke gehen, so werden Sie am Ende derselben, rechts, neben dem Schilderhause eine alte Bettlerin — —“

„Ich kenne sie,“ — war meine Antwort — „muß ich doch täglich mehrmals den Weg über die Brücke nehmen.“

„Ach!“ — fuhr das kranke Mädchen fort — „so geben Sie ihr doch noch heute dieses Päckchen, das etwas Geld, freilich nicht viel enthält, und sagen Sie ihr, daß es von Emilie sei, die nun krank — — sagen Sie ihr auch, sie möchte für mich beten, daß ich nicht sterben müsse. — —“

Hier trat die Mutter Emiliens wieder in die Stube und ein Wink des kranken Mädchens ließ mich wissen, daß dies Geschenk ein Geheimniß bleiben solle.

Ich versäumte nicht, den Auftrag meiner schönen kleinen Patientin auf das Pünktlichste zu vollziehen, und staunte nicht wenig, als ich die alte Bettlerin bei der Nachricht von Emiliens schwerem Erkranken in heftiges Weinen ausbrechen sah.

„Tröstet Euch,“ — sprach ich zu ihr; — „noch ist nicht alle Hoffnung verloren, vielleicht gelingt es mir mit Gottes Hilfe, das gute Kind zu retten.“

„Ach mein Gott! mein Gott!“ — rief das Mütterchen in herzzerreißendem Tone — „vielleicht? nur vielleicht! — also ist die Gefahr so groß? Wenn dem Kinde was zustöße, wenn der Engel sterben müßte — — gnädiger Herr, dann könnte ich auch nicht mehr länger leben, dann — ja, —“ setzte sie mit ruhiger Entschlossenheit hinzu, — „an dem Tage, da Emilie stirbt, springe ich von dieser Brücke in den Fluß, um meinem elenden Dasein ein Ende zu machen.“

Hier stürzte sie auf die Kniee, zog ihren Rosenkranz hervor und betete inbrünstig.

Ich ging meines Weges, doch nicht ohne den Vorsatz, noch heute über die Beziehung, in welcher meine kleine Patientin zur alten Bettlerin stand, bei dieser Erkundigung einzuholen.

Als ich eine Stunde später wieder über die Brücke ging, stand ich bei der alten Bettlerin still, und frug sie, ob sie nicht vielleicht an Emilien etwas zu bestellen hätte. Sie ergoß sich in einen Strom von Danksagungen und Segnungen, die ich sämmtlich meiner kleinen Patientin überbringen sollte, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Emilie schon seit drei Jahren die Wohlthäterin der armen Frau ist, daß sie alles Geld, welches sie von ihren Eltern erhielt, insbesondere ihren Vesperbrotgroschen, während dieser ganzen Zeit regelmäßig an das Mütterchen abgab, was denn gewöhnlich auf dem Wege in die Schule und aus der Schule geschah, der das Mädchen über die Brücke führte.

Ich bin seit dreißig Jahren Arzt, also ein alter Prakticus, aber ich muß gestehen, daß sich eine wahre Höllenangst meiner bemächtigte, als ich bei meinem Abendbesuche Emiliens Puls verändert,

ihren Zustand bedenklicher fand. Solch eine herrliche Knospe, den ganzen duftenden Schatz einer schönen weiblichen Seele bergend, sollte, von frühzeitigem Tode geknickt, nicht zum Erblühen kommen, sie sollte verwelken, bevor sie sich entfaltet? Diese Sorge verließ mich nicht seit meiner Unterredung mit der Bettlerin, und sie mochte wohl auch Theil haben an dem ungünstigen Urtheile, das ich heute Abend über Emiliens Puls und Befinden fällte. So sehr hängen wir von den Stimmungen ab, die uns beherrschen, daß wir Aerzte sogar die persönliche Theilnahme so viel möglich von uns künstlich ferne halten sollten, um in Krankheits-Processen nicht Richter und Partei zugleich zu sein. Die kleine Emilie spottete aber meiner Besorgnisse; schon nach acht Tagen war sie außer dem Bette, und über jede Gefahr hinaus, ja nach kaum vierzehn Tagen konnte ich ihr, der dringend Bittenden, die Erlaubniß nicht mehr vorenthalten, an einem schönen sonnigen Tage die Mädchenschule zum ersten Male wieder zu besuchen. Welch' ein Freudenfest des guten Kindes schöne Seele gefeiert, als an der Brücke, ein kleines Päckchen, das Resultat zweiwöchentlichen Sparens, in die Hand des armen

Mütterchens gleitete, davon kann ich ein Wörtchen sagen, denn ich gestehe es offen, daß ich kindisch genug war, hinter dem Schilderhause die Scene zu belauschen. Indem ich dies schreibe, rollt eine Thräne der Rührung über meine Wangen; ich bin kinderlos, ein alter Hagestolz ohne meine Schuld — o wäre Emilie mein Kind! wie wollt' ich sie lieben und ihre schöne Seele pflegen und bepflanzen gleich dem Blumengärtchen vor meinem Hause, wie herrlich sollte der blüthenumduftete Abend meines Lebens sein! Wie heilig und schön sprießt im Lebensfrühling das duftende tiefblaue Veilchen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe aus dem unverdorbenen Menschenherzen, ach und wie viel anmuthiger ist es, als die Ziergärten der Wohlthätigkeits-Vereine und Concerte und Bälle. Laßt uns diese herrlichen und ursprünglichen Triebe des menschlichen Herzens bewahren und pflegen, wo wir sie finden, laßt uns ihre Apostel sein, überall und immerdar, ach und möchte den Frühlingshauch ächt christlicher Gesinnung die Eisrinde des Egoismus endlich schmelzen machen, über welche die Glücklichen und Bevorzugten ihre lustigen Schlittagen halten.

Acht Tage nach jenem Freudenfeste eines schönen,

weiblichen Herzens, kam ich, wie fast täglich, in Emiliens Wohnung, um mich nach dem Befinden meiner lieben Reconvalescentin zu erkundigen; sie war blässer als gewöhnlich, ihre Augen schienen rothgeweint, sie barg offenbar hinter schmerzlichem Lächeln ein heimliches Seelenleiden. Als ich mich empfahl, begleitete sie mich an die Hausthüre, und sprach mit unaussprechlich rührendem und kindlichem Ausdrucke: „Denken Sie nur, Herr Doctor, meine arme alte Margarethe ist gestorben; schon seit zwei Tagen vermisse ich sie an der Brücke, und heute habe ich nach vielen Erkundigungen erfahren, daß sie gestern im Hospitale der Elisabethinerinnen verschieden ist!“

Ich sehe das gute Kind noch vor mir stehen, die herabhängenden Hände gefaltet, das Köpfchen etwas nach einer Seite hängend, und das schöne, dunkle Auge, an dessen Wimpern eine Thräne hing, nach mir emporgerichtet. Ich suchte sie zu trösten, indem ich ihr sagte, der armen Bettlerin sei nun wohl besser, als während ihres elenden Lebens voll Entbehrungen und Sorgen; sie aber schüttelte das schöne Köpfchen mit dem ernsten griechischen Profile, und meinte: Die Arme habe sich doch des schönen

goldenen Sonnenscheines erfreut, und habe ihr selbst einmal gesagt, daß es ihre größte Freude sei, in die schönen grünlichen Fluthen der Donau hinabzuschauen und sich dabei an bessere Tage zu erinnern, die sie einst verlebt. Ich ging fort, und schämte mich des Gemeinplatzes, mit dem ich dies edle Wesen hatte trösten wollen.

Seit dem Tode der alten Bettlerin an der Ferdinandsbrücke mochten vier Jahre verstrichen sein, während welcher ich wohl zuweilen meinen Liebling, die schöne Emilie, das zarte Kind, das sich mehr und mehr zur blühenden Jungfrau entwickelte, zu sehen bekam; doch nicht so oft, als ich es bei meiner Anhänglichkeit an das seltene Wesen wünschte — als eines Tages zu meinem großen Schrecken ein Diener ihrer Mutter in meine Stube trat, und mich bat, sobald als möglich bei seiner Herrschaft zuzusprechen, da Fräulein Emilie erkrankt sei. Ich eilte nach ihrer Wohnung und fand sie auf dem Ruhebette, allein, und sehr traurig. Ergab sich aus meinen ärztlichen Nachforschungen schon deutlich genug, daß ein Gemüthsleiden die Ursache ihrer

Krankheit sei, so gestaltete sich nach der darauf folgenden Unterredung diese Vermuthung zur Gewißheit.

„Ich fühle mich recht unglücklich,“ sprach Emilie mit ihrer so unbeschreiblich wohltönenden Stimme, meine Hand ergreifend, und ihr dunkles, seelenvolles Auge nach dem meinigen gerichtet, — „ach, wo sind die Tage meiner Kindheit, meiner glücklichen Kindheit!“ Hier weinte sie bitterlich, und die Thränen meines Lieblings fielen mir wie brennendheiße, schmerzende Tropfen auf die Seele.

„Ich habe außer Ihnen Niemanden, dem ich mich anvertrauen kann,“ — fuhr sie, noch mit ihren Thränen kämpfend, fort, — mein guter Vater ist seit einem Jahre todt, wie Sie wissen — und die Mutter versteht mich nicht.“ — —

„Beruhigen Sie sich, liebe Emilie,“ unterbrach ich sie, meine eigene Bewegung verbergend, — „welcher Kummer Sie auch drücken mag, glauben Sie meiner Erfahrung und Weltkenntniß, hoffen Sie auf bessere Tage, die Schmerzen der Jugend sind nicht unheilbar.“

„Es ist vielleicht unrecht von mir,“ — sprach das gute Mädchen nach einer kurzen Pause, — „es

ist vielleicht unrecht, daß ich zu Ihnen mehr Vertrauen habe, als zu meiner Mutter; aber — sehen Sie — seit dem Tode meines Vaters habe ich mir oft gedacht, wenn einmal ein recht herbes Leiden über mich hereinbräche, und ich des Trostes und des Rathes so recht bedürftig wäre, da würde ich zu Ihnen gehen und Sie bitten, die Stelle meines Vaters zu vertreten.''

Mit inniger Rührung drückte ich meines Lieblings Hände, und versprach ihm, wie ein Vater mit Rath und That ihm jederzeit zur Seite zu stehen.

,,Seit einem Monate,'' — fuhr Emilie fort, — ,,leide ich die unsäglichen Qualen eines überaus schmerzlichen Kampfes. So lange wird es ungefähr sein, daß meine Mutter mich eines Nachmittags mit einer Feierlichkeit, die mich beinahe erschreckte, in ihr Schlafgemach führte, wo sie, wie sie sagte, einen Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit mit mir zu besprechen habe. Sie sprach von ihrem Alter, von ihrer Kränklichkeit, und von der Sorge, die ihr der Gedanke bereite, mich vielleicht, wenn sie der Schöpfer von dieser Welt abriefe, allein und ohne Stütze zurücklassen zu müssen; wie es ihr sehnlichster Wunsch wäre, mich an der Hand eines

Gatten zu wissen, und wie sie den Tag für den glücklichsten ihres Lebens halten würde, an welchem dieser Wunsch in Erfüllung ginge. Sie theilte mir hierauf mit, daß ein junger Mann, von feiner Bildung, Chef eines ansehnlichen Fabrikgeschäftes, und Besitzer eines beträchtlichen Vermögens, um meine Hand geworben habe, und daß sie es als einen Beweis meiner kindlichen Liebe betrachten würde, wenn ich ihn bei seinem heutigen Abendbesuche freundlich und zuvorkommend empfangen würde.''

Ein tödtlicher Schreck fuhr mir bei dieser Eröffnung durch alle Glieder, und ich fühlte es, wie sich mein Blut nach dem Herzen drängte; ich mußte todtenbleich geworden sein, denn meine Mutter frug mich ängstlich, ob ich mich etwa unwohl fühle.''

Ich nahm alle Kraft zusammen, um meine Bewegung zu verbergen, und versprach meiner Mutter, ihre Wünsche als gute Tochter zu erfüllen; sie küßte mich mit ungewöhnlicher Herzlichkeit, und schloß mich in ihre Arme — ich ging auf mein Zimmer und weinte bitterlich. Eine dunkle Unglücksahnung durchbebte mich, ich zitterte vor dem Abend, vor

der Stunde, in welcher ich das Empfangszimmer meiner Mutter betreten sollte.

Die gefürchtete Stunde kam heran, mein bestimmter Bräutigam ward mir vorgestellt: ein Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, nach den allgemeinen gangbaren Begriffen ein schöner Mann, groß, einen, dichten, röthlichen Bart zur Schau tragend, zuversichtlich in seinen Bewegungen, alltäglich, fast platt — so schien es wenigstens mir — in seinen Aeußerungen, und einen Zug im Gesichte, ein unbeschreibliches Etwas im Blicke, was mich sogleich unheimlich berührte, ja mich fast zurückschaudern machte. Mag sein, daß der Gedanke, ich sei dazu bestimmt, dieses Mannes Frau zu werden, den Eindruck schärfte, — aber gewiß ist es, daß ich diesen noch bis heute nicht überwunden habe, und daß der gefaßte Vorsatz, der feste Wille, dem Wunsche meiner Mutter, an dessen Erfüllung, wie sie sagt, ihr ganzes Glück hängt, nachzukommen, einen Kampf gegen diese Abneigung zur Folge hat, dem ich erliegen werde. Ich bin sehr unglücklich! — Bedauern Sie mich, lieber Freund — —"

Hier fing Emilie wieder bitterlich zu weinen an; ich hatte Mühe, sie zu beruhigen, es schien, daß

ihre Nerven durch den moralischen Zwang, durch den fortdauernden Seelenkampf, bereits überspannt, überreizt waren. Als sie wieder ruhiger zu werden begann, stellte ich ihr vor, daß es sich um das Glück ihres ganzen Lebens handle und daß, meiner Meinung nach, nur ganz besondere Verhältnisse, ja irgend ein äußerster Fall einem Kinde ein solches Opfer für seine Eltern auferlegen könne. Sie solle sich durch ihr edles, aufopferndes Herz ja nicht zu einem übereilten Schritte hinreißen lassen, bei ihrer Jugend müsse ihr ja wohl billiger Weise einige Zeit gegönnt werden, um den Mann näher kennen und würdigen zu lernen, an dessen Hand sie durch das Leben schreiten solle. Ich gab ihr die Versicherung, daß Erfahrung gelehrt habe: wie Neigung und Abneigung, wenn sie blos durch Aeußerliches erzeugt worden, vergänglich seien und veränderlich, wie aber die Disharmonie der Seelen sich nimmer und nimmer löse; sie müsse daher vor Allem das innere Wesen, die Denk- und Fühlweise des Mannes kennen, dem sie ihr Lebensglück anvertrauen wolle, und würden diese von ächtem Golde befunden, so sei nicht daran zu zweifeln, daß nähere Bekanntschaft jene Mißklänge des ersten Eindruckes

gar bald ausgleichen würde. Ich bat sie, mir den Mann, der ihr von der Mutter zum Gemahle bestimmt sei, zu nennen und nahm mir vor, über ihn Erkundigungen einzuziehen, um meine eigenen Besorgnisse für die Zukunft meines Lieblings zu beschwichtigen, oder, im schlimmsten Falle, nichts, was in meiner Macht stand, zu unterlassen, um die etwa drohende Gefahr von Emiliens Haupte abzuwenden. Das arme Mädchen schien mir sichtbar beruhigt; sie mochte meinen Vorsatz in meinen Augen gelesen haben, denn sie drückte mir herzlich die Hand, nannte mich den besten, den einzigen Freund, welchen sie auf dieser Welt hätte, und verschwieg mir auch den Namen ihres bestimmten Bräutigams nicht. Er hieß Eduard Klinger, ein Name, der meinem Ohre nicht ganz fremd klang, den ich aber, wie dies wohl beim täglichen und immer wechselnden Verkehr mit so vielen Menschen und Namen zu gehen pflegt, in kein bestimmtes Fach meines Gedächtnisses einzureihen vermochte. Ich schied von Emilien, wenn nicht ganz beruhigt, doch erleichterten Herzens, da ich sie selbst gefaßter, ja beinahe beschwichtigt verließ. Auf der Treppe begegnete mir Emiliens Mutter, erkundigte sich theilnehmend nach

dem Zustande ihrer Tochter, und ich glaubte, in ihrem Blicke etwas Prüfendes, Lauerndes, in ihrem ganzen Wesen einen nur halb verhehlten Zug von Mißtrauen zu bemerken.

In den nächsten Tagen fand ich Emilien beruhigter, ein sanfter Zug von Schwermuth lagerte zwar, gleich einem dunklen Wolkenschatten, über ihrem ganzen Wesen; aber wie nach einem vorübergezogenen Gewitter die Natur friedlich und erquickt ist, so schien auch sie von den Stürmen, die erst kürzlich in ihrem Innern getobt, nun unberührt zu sein. Ihr Gesundheitszustand besserte sich sichtbar, so daß ich schon in der nächsten Woche meine Besuche einstellen konnte.

Nun begann ich, meine Nachforschungen über Eduard Klinger; doch war das Resultat nichts weniger als befriedigend, denn die Urtheile, welche ich da und dort über ihn fällen hörte, standen gegeneinander geradezu im Widerspruche. In vielen Häusern galt er für einen Löwen des Tages; die Ungezwungenheit seines Wesens galt bei Manchem für guten Ton, bei Andern für Arroganz und Mangel an feiner Bildung, nur über zwei Dinge waren Alle einig: daß er der Chef eines wohlgeordneten

und accreditirten Geschäftes sei, und daß er in seinen Beziehungen zum andern Geschlechte nicht immer sehr wählig gewesen. So wenig der letztere Punkt geeignet war, mich über die Zukunft Emiliens zu beruhigen, war er doch andrerseits nicht hinreichend, ein Verdammungsurtheil über Klinger auszusprechen, oder wohl gar bei seiner bestimmten Braut zu seinem Nachtheile einen Schritt zu thun; haben wir doch tausend Beispiele, daß Männer, welche es in diesem Punkte eben nicht allzu streng nahmen, später vortreffliche Ehemänner und Familienväter wurden, während bei sogenannten Tugendhelden und Kopfhängern oft gerade der entgegengesetzte Fall eintrat. Bei meinen Nachforschungen über Klinger gewann ich neuerdings die Ueberzeugung, wie wenig sich die Welt um den innern Menschen, um den moralischen Gehalt desselben bekümmert, und wie sie mit ihren Urtheilen nur über die Oberfläche hinzugleiten pflegt. Begreiflich ist es übrigens, daß ich meine Forschungen nur mit großer Zurückhaltung und Vorsicht machen konnte, was das Erzielen eines haltbaren Resultates natürlich sehr erschwerte; auch muß ich gestehen, daß mir die Natur das Talent, Andere auszuforschen, gänzlich versagt hat. Nur

einmal kam mir durch einen Zufall etwas zu Ohren, das mich wahrhaft mit Schrecken erfüllte und mir für die Zukunft meines Lieblings ernstliche Besorgnisse einflößte.

Ganz ermüdet von meinem anstrengenden Tagewerke trat ich einst spät Abends in einen Gasthof, in welchem ich zuweilen mein Nachtmahl einzunehmen pflegte. An einen Tische, demjenigen benachbart, an welchem ich Platz genommen hatte, saß ein bejahrter Mann an der Seite eines Jünglings; die Beiden waren im eifrigen Gespräche vertieft, und der Name Eduard Klinger kam in diesem Gespräche oft vor. Ich horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort, das gewechselt wurde, und entnahm gar bald aus dem, was ich hörte, daß der ältere Mann, muthmaßlich ein Verwandter des Jüngeren, diesen vor dem näheren Umgange mit Klinger warnte, während Letzterer am Jünglinge einen eifrigen Vertheidiger fand. Mit einiger Heftigkeit sprach zuletzt der Aeltere: „Ich könnte Dir von diesem Klinger eine Geschichte erzählen, die Dir beweisen würde, daß er ein Elender ist, ein herzloser, ganz verworfener Mensch! — — allein ich habe einst mein Wort verpfändet, von

dieser Geschichte gegen Niemanden Erwähnung zu thun, und ich bin gewohnt, mein Wort zu halten. Erinnere Dich, daß ich Dich gewarnt, und nun nichts mehr von diesem Elenden.“

Welchen Eindruck dies Gespräch auf mich machen mußte, der ich Emilien wie eine Tochter liebte, das ist leicht begreiflich; ich erkundigte mich nach dem Namen des älteren Mannes bei den Aufwärtern des Gasthofes, Niemand wußte Bescheid; er gehörte nicht zu den täglichen Gästen, und wer kennt in dem großen, volkreichen Wien jeden einzelnen Besucher eines Gasthofes? Ich kann nicht leugnen, daß mich das Gehörte einige schlaflose Nächte kostete; Emiliens Zukunft, das Schicksal des vortrefflichen Mädchens lag mir zu sehr am Herzen, als daß mir der Gegenstand nicht von äußerster Wichtigkeit hätte sein müssen. Schon gab ich alle Hoffnung auf, über das, was mich Tag und Nacht quälte, in's Klare zu kommen, als ich einst, spät Abends, über die Brücke fahrend, den ältlichen Mann, dessen Gespräch ich einst im Gasthofe mit angehört, unter den zahlreichen Fußgängern zu erkennen glaubte. Ich ließ meinen Wagen schnell anhalten, sprang aus demselben, und ereilte

den Ersehnten am Ende der Brücke, an derselben Stelle, an welcher einst das alte Mütterchen gesessen. Ohne viel Umstände faßte ich ihn sanft am Arme, und bat um einen Augenblick Gehör, da ich in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit einige Fragen an ihn zu richten hätte. Er sah mich befremdet an, ich zog ihn hinter das Schilderhaus, an dieselbe Stelle, wo ich einst die rührende Scene zwischen Emilien und der armen Margarethe belauscht hatte. Nach kurzer Einleitung, die Wichtigkeit darthuend, welche der Gegenstand für mich habe, beschwor ich ihn, mir über die Schuld, welche auf Klinger's Gewissen laste, und von der er wisse, nähere Auskunft zu geben, da das Glück eines braven Mädchens, das im Begriffe sei, sich mit ihm zu vermählen, auf dem Spiele stehe.

„Glauben Sie mir auf's Wort," — erwiderte der Befragte — „daß Klinger ein herzloser, nichtswürdiger Mensch ist, der sich einst vor Gott wegen einer furchtbaren Schuld — ja — wegen eines Verbrechens gegen die heiligsten Gesetze der Natur, zu verantworten haben wird. Können Sie verhindern, daß ein Wesen, dessen Schicksal Ihnen am Herzen liegt, sich mit ihm verbinde, so

thun Sie es — aber hoffen Sie nicht, daß ich Ihnen die näheren Umstände jenes unerhörten Frevels mittheilen werde; ein gegebenes Wort bindet mich, selbst der Ort, an dem wir stehen — Alles, Alles erinnert mich an die Unverbrüchlichkeit eines heiligen Versprechens, — — leben Sie wohl, ich bedaure die Unglückliche, welche die Gattin dieses Elenden werden soll.“

Nach diesen Worten verschwand er im dichten Gedränge der über die Brücke wogenden Menge. Ich ging, bis in's Innerste der Seele betrübt, nach meiner Wohnung, wo ich in Sorge und Nachdenken eine schlaflose Nacht verbrachte.

Am andern Morgen eilte ich schon in den Vormittagsstunden zu Emilien, fest entschlossen, wo möglich eine Unterredung mit ihr unter vier Augen herbeizuführen, sie zu warnen, ihr das Erlebte mitzutheilen. Ich fand sie leider im Empfangszimmer an der Seite ihrer Mutter. Auf ihren Zügen lagerte dieselbe Ruhe und Resignation, mit welcher ich sie verlassen hatte; sie grüßte mich herzlich und mit einem wehmüthigen Lächeln, das mir in die Seele schnitt.

Ich war auf glühenden Kohlen; um keinen

Preis wollte ich fortgehen, ohne Emilien allein gesprochen zu haben, aber die Mutter wich nicht von ihrer Seite, und auch Emilie schien meinen sehnlichsten Wunsch nicht zu errathen, ja, es kam mir beinahe vor, als weiche sie einer Unterredung unter vier Augen absichtlich aus. Endlich kam mir ein Zufall zu Hilfe; Emiliens Mutter wurde abgerufen, ich war mit dem guten, lieben Mädchen allein.

„Ueber Eduard Klinger habe ich Erkundigungen eingezogen," — begann ich ohne Einleitung, die kurze Frist, die mir gegönnt war, mit Hast benutzend, — „und da mir Ihr Glück recht sehr am Herzen liegt, habe ich Ihnen wichtige Mittheilungen — —"

„Nicht weiter, lieber Freund," unterbrach mich hastig das Mädchen, das mir wie umgewandelt schien, — ich hege keinen Zweifel mehr und keine Bedenklichkeiten, ich bin mit mir selbst zu Rathe gegangen, und bin entschlossen, den sehnlichsten Wunsch meiner Mutter zu erfüllen. Meine Wünsche, meine Hoffnungen, vielleicht das ganze Glück meines Lebens habe ich zugleich mit diesen Bedenklichkeiten begraben," — — hier trocknete sie schnell

eine Thräne, die langsam über ihre schöne blasse Wange herabgerollt war. — „Uebermorgen," — setzte sie fast tonlos hinzu, — „übermorgen werde ich mich vermählen."

„Um Gottes Willen!" rief ich unwillkürlich aus. — „Lieber Freund," — unterbrach sie mich rasch — „mein Entschluß ist gefaßt, mein Leben ist abgeschlossen, die Pforte hinter mir zugefallen. Betrüben Sie mich nicht, und erschweren Sie mir nicht die Erfüllung einer Pflicht, die ich mir selbst auf's Feierlichste gelobt habe."

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und Emiliens Mutter trat wieder ein. Es wurde von gleichgiltigen Dingen gesprochen, mein Herz blutete, ich verließ Emilien, wie man eine Sterbende verläßt.

In der Straße blieb ich noch am Hause stehen, sah hinauf nach dem Fenster meines Lieblings, und in meinem Herzen tönte es laut: Armes, armes Kind!

Ich werde den Tag und die darauf folgende Nacht nie vergessen, welche ich nach der kurzen Unterredung mit Emilien zubrachte, worin sie mir mittheilte, daß nun ihre Vermählung mit Klin-

ger unwiderruflich beschlossen sei. Es war, als müßte ich alter Hagestolz, der ich die Freuden des Gatten und des Vaters ohne meine Schuld versäumt hatte, nun in einer Art väterlicher Zärtlichkeit für fremder Eltern Kind, die ganze Serie von Freuden und Leiden nachtragen, die mir ein tückisches Schicksal oder ein übellauniger Zufall — wie man's nennen will, — in meinen besseren geeigneteren Tagen vorenthalten hatte. Das Gefühl, welches mich zu dem unglücklichen, herrlichen Mädchen hinzog, war ganz eigener Art; es war der Inbegriff der väterlichen Gesinnungen, wie sie ein sechzigjähriger Mann — dies war mein Alter — nur immer für sein leibliches, für sein liebstes Kind hegen kann, aber mit einem Beigeschmack jugendlicher Leidenschaft, mit einer Lebendigkeit und Frische, wie sie sich nur bei einem alten Junggesellen angesammelt haben kann, mit jenem Spätsommer vergleichbar, der seine eigenen, unbeschreiblichen, melancholischen Reize hat. Den Rest des Tages begleitete mich Emiliens edles, leidendes Bild an jedes Krankenlager, an das ich treten mußte, und als ich Nachts spät mein Bette gesucht, da umschwebte mich noch die keusche Gestalt dieses weinenden Engels;

selbst gegen Morgen, als ich endlich, physischer Müdigkeit erliegend, die Augen geschlossen hatte, erschienen mir Emiliens still klagende Züge mit dem ernsten antiken Ausdrucke wieder, und mir war im ängstlichen Traume, als streckte sie hilferufend die Hände nach mir aus, und als müßte ich zu ihr eilen, ihr Beistand zu bringen. — Da war mir plötzlich, als hörte ich die Thüre meiner Stube gehen, aus tiefem Schlafe aufgeschreckt setzt' ich mich im Bette auf, das erste fahle Licht des Morgens fiel durch's Fenster herein und beleuchtete eine schlanke Mädchengestalt mit bleichen, entstellten Gesichtszügen, mit wild herabhängenden, dunklen Locken, ganz meinem Traumbilde ähnlich, — es war Emilie. Sie stand am unteren Ende meines Bettes, und ihre schönen Augen waren mit jenem rührenden, herzzerreißenden Ausdrucke nach mir gerichtet, wie ihn vielleicht nur der Jäger manchmal in hoher, unwirthbarer Felsenschlucht bei einer geängstigten, sterbenden Gazelle in einem kurzen Augenblicke erlauscht. Schnell sucht' ich mich zu fassen, um des Traumes neblige Bilder von der Verkörperung desselben, von der gebietenden Wirklichkeit, zu sondern. Da sprach Emilie zu mir:

„Ach, zürnen Sie mir nicht, theurer Freund, meine einzige, meine letzte Stütze, wenn ich Ihre Ruhe störe; allein ich konnte nicht anders, eine Schreckgestalt, ein Traum — ach mehr als ein Traum, hat mich aufgescheucht, daß ich am ganzen Leibe zittre, und daß mir bis in die tiefste Seele hinein graut. — Die alte Bettlerin von der Brücke, die seit vier Jahren in der kühlen Erde liegt, war bei mir, und hat mich gewarnt!“ — —

„Was wollen Sie damit sagen?!“ — —

„Sie kam zu mir, leibhaftig wie ich sie hundert und hundertmal an der Brücke bei dem Schilderhause gesehen, mit denselben freundlichen Augen, hinter denen ein tiefer, unheilbarer Schmerz hervorschaute, und sie streckte flehend ihre Hände nach mir aus, und beschwor mich, vor Eduard zu entfliehen, und ja nicht seine Gattin zu werden, und kniete nieder vor meinem Bette, indem sie die Hände bittend faltete, bis ich vor Schreck erwachte; da setzte ich mich im Bette auf, wie Sie nun im Bette aufsitzen, — der Morgen dämmerte schon — und ich sah es deutlich, wie die alte Frau an meinem Bette kniete, und die Hände flehend nach mir ausstreckte. Da kniete ich ebenfalls im Bette, und betete und starrte die

alte Bettlerin an, und wagte es nicht ihre Hände zu berühren oder sie anzureden, und plötzlich fing sie an, sich zu ducken und zu ducken, als wollte sie sich unter meinem Bette verkriechen; aber ihre Augen waren immer nach mir gerichtet, und als ich mich dann ängstlich über's Bett hinauslehnte, da war sie verschwunden und auch unter dem Bette war Niemand. Ich aber riß das Fenster auf, damit die kühle Morgenluft herein käme in mein Zimmer, denn all' meine Pulse pochten und meine Stirne brannte. Da blickt' ich hinauf, und tief hinein in den bläulichgrauen Himmel, und selbst ein Wölkchen, ein einziges, das am Himmel stand, schien mir die Züge des alten Mütterchens zu haben, bis es allmälig zerrann, und der Morgenstern sah traurig funkelnd auf mich herab, wie der flehende Blick der alten Bettlerin!" — —

Tief erschüttert von Emiliens Erzählung, mußte ich lange mit mir kämpfen, mußte ich lange mit meinem Verstande feilschen, bis ich eine Antwort, bis ich beruhigende Worte für das aufgeregte Mädchen fand. Ich sagte ihr, wie Träume oft die Phantasie mit solcher Allgewalt erfüllen, daß sie selbst über das halb erwachte Bewußtsein hinüber-

reichen, und die Grenzlinie des Erwachens verwischen. Sie schüttelte ungläubig den schönen, bleichen Engelskopf und sagte: sie wisse ganz gewiß, daß sie die alte Bettlerin gesehen habe. Als die ersten Sonnenstrahlen durch die Fenster in meine Stube fielen, und Emiliens bleiche Gestalt mit rosigem Schimmer übergossen, da schien sich das edle Mädchen zu sammeln und zu ermuthigen; ich glaubte in ihren Zügen einen gefaßten Entschluß zu lesen, und sie sprach fast beschämt: „Verzeihen Sie mir, theurer Freund, daß ich Sie durch meine kindische Furcht um den Morgenschlaf betrogen, vielleicht sogar erschreckt habe; ich will nach Hause eilen, vielleicht ist meine Mutter noch nicht erwacht, und ich erspare ihr so die Besorgniß, die sie hegen würde, wenn sie sich vermißte.“

„Versprechen Sie mir, gute Emilie,“ — so sprach ich zu ihr, als sie schon auf der Schwelle stand, — „wenigstens für jetzt Ihre Vermählung aufzuschieben; ich will über die Erscheinung dieser Nacht nachdenken, ich will Ihnen morgen das Resultat meiner ernsten Ueberlegung mittheilen, und Gott wird uns ja beistehen, daß wir das Rechte erwählen.“

„Ich werde der Stimme meines Herzens fol-

gen," — erwiderte die Scheidende — „und ich hoffe mit Zuversicht, daß mir Gott als ein gütiger Vater beistehen werde!"

Ehe ich ein Wort sagen konnte, war sie durch die Thüre verschwunden.

Am nächsten Tage erfuhr ich, daß Emilie Werner, — dies war Emiliens Familienname — sich mit Eduard Klinger vermählt habe. Die Kindesliebe hatte bei dem engelguten Mädchen über die mächtigsten Triebe der Seele den Sieg davongetragen.

Ein halbes Jahr später erfuhr ich bei meiner Rückkunft von einer Badereise, daß Emilie von ihrem Manne gerichtlich geschieden worden sei, und wieder im Hause ihrer Mutter lebe. Ich bin ein sonderbarer Kauz, bei aller Liebe und Anhänglichkeit für das seltene, herrliche Weib, konnte ich mich nicht entschließen, einen Besuch im Werner'schen Hause zu machen. Mir war, als müßte ich eine lebende, ambulante, schmerzliche Erinnerung für Emilien sein, als müßte mein Erscheinen auf ihrer Schwelle alte Wunden aufreißen und sie bluten

machen. Im darauffolgenden halben Jahre sah ich sie ein einziges Mal zufällig von Weitem; sie war so engelschön als früher, nur noch bläßer und etwas hager, — ich trat unter ein Hausthor, um ihr nicht zu begegnen, und — weinte.

Es mochte seit Emiliens Vermählung wohl schon etwas mehr als ein Jahr verstrichen sein, als ich eines Tages zum Consilium bei einem schwer Erkrankten gerufen wurde. Der Kranke war Eduard Klinger, sein Zustand hoffnungslos. Schon am dritten Tage nach meiner Berufung erklärten meine Mitconsulenten einstimmig, und auch ich stimmte ihnen bei — daß keine menschliche Hilfe mehr zu hoffen sei, und daß der Kranke den nächsten Morgen schwerlich erleben werde. Zum größten Erstaunen der versammelten Aerzte erlebte er aber noch den darauffolgenden Tag und einen dritten, ohne daß sein Zustand minder hoffnungslos gewesen wäre. Sein Fortleben nach Aufhebung fast aller Bedingungen zum Leben, schien an's Wunderbare zu grenzen, und einer meiner Collegen, zu den ältesten, erfahrensten und denkendsten Aerzten nicht

nur Wiens, sondern vielleicht seiner Zeit gehörend, äußerte beim Consilium die Vermuthung, ob der Sterbende nicht vielleicht irgend ein gewichtiges, ihn schwer belastendes Geheimniß auf dem Herzen habe, das ihn die Ruhe des Todes nicht finden lasse. Er belegte diese Ansicht, deren Begründung übrigens kein erfahrener Arzt leugnen wird, mit vielen Beispielen aus seiner eigenen Praxis, und wie ein Blitz fuhr mir plötzlich die Erinnerung an jene Unterredung mit dem mir unbekannten Manne aus dem Gasthofe durch die Seele; ich unterstützte die Meinung meines Collegen, mit voller Ueberzeugung und nahm es über mich, den Kranken, der trotz der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes noch bei vollem Bewußtsein war, zu bewegen, die Last, welche sein Gewissen drückte, von sich zu wälzen. Lange widerstand er meinen Vorstellungen — doch als ich ihm endlich schilderte, wie wohl ihm werden würde, wie erleichtert er seine nun beengte Brust fühlen würde, wenn erst die Mittheilung, die ihm auf der Zunge schwebe, gemacht sei — da sprach er nach kurzem Kampf, mit schwacher Stimme, doch entschieden: er hätte ein Geheimniß auf dem Herzen, das er aber nur seiner Frau anvertrauen könne.

Emilie war im Nebenzimmer, sie zögerte keinen Augenblick den Wunsch ihres sterbenden Gemahls zu erfüllen; wir zogen uns sammt den Krankenwärtern zurück, Emilie trat ganz allein in das Zimmer des Sterbenden. Mit ängstlichem Herzklopfen stand ich mit den Uebrigen im Nebenzimmer — da ertönte aus dem Krankenzimmer plötzlich ein gellender, durchdringender Schrei, dem das Geräusch eines auf den Boden fallenden Körpers folgte. Wir stürzten in das verhängnißvolle Gemach; — — Klinger lag todt im Bette, — Emilie war am Boden hingestreckt, ohne Lebenszeichen.

Drei Monate nach jenem traurigen Ereignisse trat ich in ein kleines, duftendes und schimmerndes Blumengärtchen, vor dem Landhause in Hitzing, welches Emilie mit ihrer Mutter bewohnte. Mein Liebling, von einem schweren, hitzigen Fieber, das ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte, kaum aufgestanden, durfte heute zum ersten Male wieder die freie Luft im Garten einathmen; sein Engelsantlitz war verklärt von dem zarten, duftigen Schimmer der Genesung, ich war glücklich — denn meine

theure Emilie war ja gerettet. Da sprach sie mit sanfter Stimme und mit jenem unbeschreiblichen wehmüthigen Lächeln, das ihr eigen war: „Geben Sie mir Ihren Arm, lieber, theurer Freund, Sie müssen Ihre arme Emilie stützen und führen, denn sie ist noch zu schwach, um allein zu gehen." Wir kamen an eine üppige Laube von weißen Rosen, sie zog mich hinein und wir setzten uns. Da sprach sie mit bewegter Stimme: „Das Geheimniß, das mir Klinger sterbend anvertraut hat, und dessen bloße Erinnerung mich, die Genesende, wie Sie wissen, zweimal an den Rand des Grabes zurückgerissen hat, ist so gewichtig, daß es Ihnen gehört wie mir, denn" — — hier faßte sie meine Hand — — „Sie sind ja mein Vater und das Gewicht dieses schrecklichen Geheimnisses würde mich ja zu Boden drücken, wenn Sie es mir nicht tragen hälfen. Heute fühle ich die Kraft, es Ihnen mitzutheilen. Klinger vertraute mir sterbend, daß er einst seine leibliche Mutter vor die Thüre gestoßen, und sie Noth und Elend preisgegeben, während er in Saus und Braus lebte, und diese arme, von dem undankbaren Sohne verstoßene Mutter war „die Bettlerin an der Ferdinandsbrücke."

Emilie zitterte nach dieser Mittheilung; sie war einer Ohnmacht nahe, so sehr hatte sie die Erinnerung an jenen fürchterlichen Augenblick erschüttert; ich mußte sie schnell zu Bette bringen lassen und verließ sie dann, tief erschüttert, den heiligen Mysterien der unerforschten Natur nachsinnend.

Einige Monden später, als Emilie gänzlich genesen war, erfuhr ich zufällig im Hospitale der Elisabethinerinnen, wohin ich zum Consilium berufen worden war, daß die vor mehreren Jahren in dieser Anstalt verschiedene Bettlerin Margarethe Klinger kurz vor ihrem Hintritte mit dem Armenvater des Bezirkes eine geheime Unterredung gehabt habe. Ich wußte nun auch, wer mein Tischnachbar in jenem Gasthofe gewesen war.

[illegible] mein Vater [illegible]

lichen Geheimnisses würde mich je zu Boden drücken, wenn Sie es mir nicht tragen hülfen. Heute fühle ich die Kraft, es Ihnen mitzutheilen: Klinger vertraute mir sterbend, daß er einst seine leibliche Mutter vor die Thüre gestoßen, und sie Noth und Elend preisgegeben, während er in Saus und Braus lebte, und diese arme, von dem ungerathenen Sohne verstoßene Mutter war [illegible] Bettlerin an der Ferdinandsbrücke. [illegible]

II.

Reiseblätter.

1.

Ein Besuch beim Vladika von Montenegro.

Felspfade. — Gastrecht. — Die Residenz des Vladiken. — Die Abende am Herde. — Premier-Minister. — Eine Abendmahlzeit. — Landesverfassung. — Politische Bedeutung. — Hinrichtungsscene. — Vierzig Türkenköpfe. — Budget. — Das neue Kloster. — Der Vladika.

In wenig Tagen schon sollt' ich Albanien verlassen, und die Ausführung meines Vorsatzes, den Hofstaat des seltsamsten europäischen Herrschers kennen zu lernen, durfte nun nicht mehr verschoben werden. Trotz des heftigen Regens bestieg ich also gegen zehn Uhr Morgens meinen Mulo und schlug, von Freund C.** begleitet, die Richtung (von einem Wege zu sprechen, wäre Mißbrauch des Wortes) nach Miraz ein. Dieses montenegrinische Dorf, das wir nach einer und einer halben Stunde erreicht

hatten, war bis zur Hochebene von Czetinje (dem Ziele unserer Excursion) der einzige bewohnte Flecken, dem wir begegneten, doch versicherte Spiro Martinovich, des Vladiken Postbote und unser Führer über die nackten Felsen, wir würden mehrere Dörfer sehen, wenn Regen und Nebel uns nicht daran hinderten. So wenig wir diese Entbehrung beklagten, so sehr bedauerten wir, der herrlichen Aussicht in die Boche und in das große Thal der Xuppa theilweise beraubt zu sein. Nicht ohne Anstrengung und Beschwerde übersteigt man die riesigen Felsenmassen, welche Montenegro als natürliche Schutzwehr umschließen, und selbst da, wo man sich der Maulthiere bedienen kann, darf man oft nicht rechts oder links schauen, wenn man dem Schwindel unterworfen ist. Man schätzt die Höhe des Monte Sella (Lovczin) auf 6000 Fuß von der Meeresfläche, doch scheint mir diese Angabe übertrieben; der Bergkamm, den wir überstiegen, dürfte zwischen 4000 und 5000 Fuß hoch sein. Gegen Abend erreichten wir die Hochebene von Czetinje, und das in derselben gelegene Dorf Baiza, welches gegen zweihundert Häuser zählt, und uns vom wackern Spiro nicht ohne Stolz als sein Wohnsitz bezeichnet wurde. Der

Einladung dieses Ehrenmannes, in sein Haus zu treten, mußten wir Folge leisten, da der Montenegriner das Ablehnen seiner gastlichen Vorschläge sehr übel zu nehmen pflegt, und die Beschreibung des Comforts, den wir in des montenegrinischen Postboten Hütte fanden, dürfte hier an ihrem Platze sein. Links vom Eingange brannte am Boden ein stattliches Feuer, dessen Rauch dieselbe Pforte hinausging, durch welche wir eben eingetreten waren, und die Unnöthigkeit der Kamine und Rauchfänge beweisen zu wollen schien. Die Familie des Hausherrn, aus dessen Frau, zwei Söhnen und einer Schwiegertochter bestehend, war um das Feuer gruppirt, und auch einer braunen Kuh ward ihr Antheil an der Wärme nicht vorenthalten. Ueber dem Feuer hing ein beruhigender Vorrath von Castrá (Hammelskeulen), welcher die obere Hälfte des Zimmers als Rauchkammer bezeichnete, während die der Thüre gegenüber liegende Wand, von türkischem Weizen halb bedeckt, sich als Fruchtkammer ankündigte. Mehrere Gewehre und zwei Säbel, deren einer früher einem Türken, der andere einem österreichischen Deserteur angehört hatte, machten die Wand neben der Thüre zur Waffenkammer, und da

an der rechten Wand zwei Betten, in der Mitte des Gemaches aber eine Handmühle und ein Webstuhl angebracht waren, so sieht man wohl, daß es der Familie des ehrlichen Spiro an nichts fehlte, was die irdischen Tage versüßen kann. Alle Glieder der Familie setzten sich in Bewegung, um uns zu bedienen, wir wurden mit Branntwein bewirthet, und die Gesundheit der Hausfrau, welche wir ausbrachten, ward sehr gut aufgenommen. So wenig der Montenegriner mit einem einzelnen Fremden, der sein Gebiet betritt, Umstände zu machen pflegt, (gewöhnlich nimmt er ihm sein Geld ab, und zieht ihn aus), so sicher ist der Reisende, der sich der Führung eines Montenegriners anvertraut hat, so heilig wird er gehalten, wenn er einmal als Gast in einer Hütte aufgenommen worden ist. Ein merkwürdiger Umstand, der nicht unerwähnt bleiben darf, ist der, daß die ganze Bevölkerung von Baiza den Namen Martinovich führt, und daß alle Bewohner dieses zweihundert Häuser zählenden Dorfes Blutsverwandte sind.

Die Hochebene von Czetinje (etwa zwei Meilen lang und eine Viertelmeile breit) dürfte nebst der Hochebene von Njegusz die schönste und bevölkertste

in Montenegro sein. Sechs bis sieben Dörfer, am Bergrücken lehnend, scheinen dem Wanderer die Nähe der Residenz Czetinje verkünden zu wollen. Es war schon dunkel, als wir, von Regen und Kälte erstarrt, beim Kloster anlangten. Dennoch konnten wir unterscheiden, daß das Gebäude, welches uns aufnahm, ziemlich stattlich aussah; einige Diener, die sogleich mit Licht herbeieilten, uns von den Maulthieren zu helfen, und unser kleines Gepäck in Empfang zu nehmen, schienen eine gute Aufnahme zu prognosticiren, ja, die reinliche Küche, in die man uns für's erste eintreten ließ, nachdem wir einen langen Gang durchschritten hatten, versetzte uns in jene Behaglichkeit, der sich jeder Reisende nach beschwerlichem Tagemarsch Abends in der Herberge so gern überläßt. Diese günstige Stimmung ward durch das stattliche Feuer, welches des Vladiken Leibkoch uns zu Ehren anschürte, nicht wenig genährt, und bald waren wir mit diesem Ehrenmann in traulichem Gespräche, während der Dampf, den die Wärme unsern gründlich durchnäßten Kleidern entlockte, uns in dichten Nebel hüllte. Signor Toni, wie wir später erfuhren, ein österreichischer Deserteur, verstand es, in der Küche

des Beherrschers von Montenegro die Honneurs mit so viel Ungezwungenheit und Routine zu machen, daß man nicht lange brauchte, um sich ganz heimisch zu fühlen. Durch ihn wurden wir über den Umstand, ob Monsignore (der Vladika) das uns empfehlende Schreiben auch erhalten habe, beruhigt, und mit den Gebräuchen an diesem Hofe sehr bald bekannt gemacht. „Monsignore ist jetzt im Senate," versicherte Signor Toni, mit einer kleinen Beimischung von Wichtigkeit, die jedoch in des Koches Munde, bei dessen sonstiger Liebenswürdigkeit, nicht unschmackhaft war: „Er kann jedoch nicht lange mehr säumen" (hier blickte er nach der Uhr), „richtig, es ist schon die Stunde des Billardsaales." Nun ward uns von montenegrinischen Vatel bekannt gegeben, daß Monsignore ein leidenschaftlicher Billardspieler sei, daß er jeden Abend, aus dem Senate rückgekehrt, einige Stunden diesem Vergnügen widme, um sich dann von neun Uhr bis Mitternacht hier am Herde, den wir nun besetzt hielten, mit seinen Senatoren beim Tszay der Conversation oder dem Gesange zu überlassen. Die Gespräche, die an diesem Herde geführt werden, sind, wie ich später von einem Ohrenzeugen erfahren habe, sehr merk-

würdig, und mit den Begriffen, die wir feinerer Gesittung verdanken, in so grellem Widerspruche, daß man geneigt ist, die Erzählung einer solchen Unterredung für Fabel zu halten. In diesen oeillées du chateau de Czetinje erzählen die Senatoren, die aus den geachtetsten und tapfersten des Volks gewählt sind, abwechselnd ihre Kriegsthaten, und wer mit der auswärtigen Politik Montenegro's bekannt ist, wird es begreiflich finden, daß dabei fast nur von Raubzügen die Rede sein kann. Mein Gewährsmann, der einer dieser Abendunterhaltungen am Herde beigewohnt hat, und der illyrischen Sprache mächtig ist, hatte das Glück, die ausführliche Beschreibung eines Raubzuges in das Paschalik von Scutari aus dem Munde eines der Senatoren, welcher als Jüngling der Held dieses Argonautenzuges gewesen war, zu hören, und versicherte mich, sowohl der Vortrag des Erzählers als auch die Aufnahme von Seite des Vladiken und der übrigen Zuhörer sei so glänzend und begeistert gewesen, als hätte es sich bei jenem Zuge um das goldene Vließ gehandelt, während nächtlicher, räuberischer Ueberfall in einem türkischen Dorfe, feige Ermordung mehrerer Weiber, diebische Aneignung fremden

Viehes und dergleichen edle Thaten den Inhalt der Erzählung bildeten.

Ich komme auf unsern neuen Bekannten, den Bravissimo Signor Toni zurück, der sich vergebens bemühte, den homme à son aise zu spielen; ja, dessen Zuvorkommenheit gegen uns die Sehnsucht nach der Rückkehr in's österreichische Vaterland nicht undeutlich erkennen ließ. Es ist indessen nicht zu leugnen, daß sich der arme Teufel in seiner schmuzigen Zwilchhose, in seinem zerrissenen Jäckchen, recht anständig bewegte, und daß er das faire bonne mine à mauvais jeu ziemlich gut verstand. ,,Der Signor Cavaliere!'' rief er plötzlich mit einigem Nachdruck, als sich in dem Gange von ferne der Klang einer den hölzernen Fußboden berührenden Krücke hören ließ. Auf unsere Frage, wer der Signor Cavaliere sei, erfuhren wir, daß der Secretair des Vladika, sein Minister der innern und auswärtigen Angelegenheiten, kurz sein Factotum, im Begriffe sei, vor uns zu erscheinen, und daß derselbe das Glück habe, Cavaliere eines russischen Ordens zu sein. Die Seele von Montenegro stand jetzt vor uns. Ein hagerer, junger Mann, an einem Fuß von Kindheit an gelähmt, nicht ohne

Anstand im Benehmen, kann der Cavaliere Milakovich einen Zug von Mißtrauen nicht verbergen, der auf den ausdrucksvollen, fast schönen Gesichtszügen heimisch geworden ist. Er begrüßte uns höflich und mit jener erwartenden Miene, auf der man liest, daß der Grüßende es vorziehe, die Eröffnung des Gesprächs dem Gegrüßten zu überlassen. Wir kamen seinem Wunsch entgegen, und konnten auch im Verlauf des Gesprächs nicht umhin zu bemerken, daß er uns lieber reden machte, als selbst redete. Einige Worte, welche der Cavaliere dem gewandten Signor Toni in's Ohr lispelte, versetzten diesen in eine Art von Thätigkeit, deren Resultat zwei Schalen schwarzen Kaffees waren. Dieser Aufmerksamkeit folgte eine noch überraschendere: es wurden uns nämlich zwei weite Gewänder — deren eines, von schwarzem Sammt, mit Gold verbrämt und mit Pelz gefüttert, ein ganz mittelalterliches Ansehen hatte — mit dem Beisatz angeboten, daß es Kleidungsstücke des Monsignore seien, und daß wir sie gegen unsere nassen Röcke vertauschen möchten. Toni erzählte mir später, das Pelzfutter des prachtvollen sammetnen Oberrocks sei einem erschlagenen türkischen Pascha abgenommen worden. Dieser

tragische Umstand verhinderte nicht, daß mir in der warmen Umhüllung sehr wohl zu Muthe wurde, obschon sich mir der Vergleich mit den Gemächlichkeiten, die ein artiger Räuberhauptmann allenfalls bieten könnte, unwillkürlich aufdrang. Cavaliere Milakovich richtete die Frage: wann wir eigentlich dem Monsignore aufzuwarten gedächten? in einem Ton an uns, der uns über die Unzweckmäßigkeit der Stunde, zu der wir in Czetinje angekommen waren, keinen Zweifel gelassen haben würde, wenn wir uns dieselbe nicht schon im Innern selbst vorgeworfen hätten. Ich gab ihm die Versicherung, wir seien gesonnen, uns hierin ganz dem Willen des Monsignore zu fügen, und hegten keine andere Besorgniß, als die, ihm lästig zu fallen; am erwünschtesten würde es uns allerdings sein, ihm noch heute vorgestellt zu werden, indem das schlechte Wetter, das unsere Ankunft um einige Stunden verzögert habe, uns wohl auch nöthigen dürfte, des andern Morgens bei Zeiten unsern Rückmarsch anzutreten, um auf den schroffen Felsen des Monte Sella nicht von der Nacht überrascht zu werden. Nach kurzem Ueberlegen antwortete der Secretair, er wolle sogleich die Entscheidung des Monsignore

hierüber einholen, und entfernte sich. Nach der Zeit zu urtheilen, die bis zu seiner Rückkehr verstrich, war die Frage: ob wir noch heute Audienz erhalten sollten, oder erst am folgenden Morgen, Gegenstand einer Berathung gewesen, und die Antwort des Vladika, daß er es für passender halte, wenn wir uns erst am andern Tag zu ihm bemühten, da wir ja gewiß müde sein müßten, gab uns ein Pröbchen von der Hofetikette in Montenegro.

So konnten wir uns denn am freundlichen Herde recht ungestört breit machen, und hatten alle Muße, den flinken Signor Toni, der sich jetzt von der vortheilhaftesten Seite zeigte, zu bewundern. Mit echt italienischer Gewandtheit machte er Anstalten zur Bereitung eines Nachtmahls; aus jedem Winkel zog er etwas hervor; hier erschien ein Stück Fleisch, dort eine Flasche Essig, hier Salz, dort Zwiebeln — kurz er wußte, wie ein Taschenspieler, einen Raum, der kurz vorher ganz leer und kahl ausgesehen hatte, mit den erfreulichsten Anstalten zu beleben, ohne dabei die Miene zu verändern; ja die Thätigkeiten, die ihn nun in Anspruch nahmen, hinderten ihn nicht an der Erfüllung der nun einmal übernommenen Pflicht, uns zu unterhalten.

Der Cavaliere Milakovich ging ab und zu; bald unterhielt er sich mit uns, bald ertheilte er leise einen Befehl, bald lispelte er einem an der Thüre der Küche erscheinenden Boten etwas in's Ohr — ja, wir hatten allen Grund zu glauben, Monsignore lasse sich über unser Thun und Lassen von Zeit zu Zeit Bericht erstatten. Gegen den wiederholt gemachten Antrag: „ob es nicht besser wäre, wenn wir in das für uns bereitete Zimmer träten?" vertheidigten wir uns so lange als nur immer möglich, da die wohlthuende Gewißheit eines stattlichen Küchenfeuers auf uns, die wir bis in die Seele naß waren, überzeugender wirkte, als das Problem einer geheizten Stube; doch mußten wir uns endlich in das Unvermeidliche fügen, denn die Stunde, in welcher die veillées du chateau zu beginnen pflegen, nahte heran. Das für uns bestimmte Schlafgemach war sehr anständig eingerichtet: polirte Möbeln, ein breites italienisches Bett, ein Bidet, kurz Alles war zu finden, was man allenfalls in einem Gasthofe an der Heerstraße fordert. Wir täuschten uns wohl nicht, wenn wir von Zeit zu Zeit die leisen Tritte eines Lauschers vor unserer Thüre zu hören glaubten; auch wäre es dem Be-

herrscher von Montenegro nicht zu verargen gewesen, wenn er gegen zwei Gäste, die im schlechtesten Wetter, zur unpassendsten Stunde bei ihm einsprachen, einiges Mißtrauen gefühlt hätte. Man ließ uns nicht lange allein. Die Einladung, die an uns erging, in den Speisesaal zu treten, war nicht unwillkommen, denn, durch einen beschwerlichen Tagmarsch vorbereitet, waren wir in der günstigsten Stimmung, Signor Toni's Kunst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zwei Gedecke waren in einem kleinen Zimmer für uns bereit, und den Tisch umstanden drei Montenegriner. Wenn gleich die fünf bis sechs Schüsseln, die aufgetragen wurden, an das bekannte „toujours perdrix" mahnten (denn Schöpsensuppe, Schöpsenleber, gesottenes, eingemachtes, gedünstetes und gebratenes Schöpsenfleisch bildeten die Mahlzeit), so muß ich doch bekennen, daß uns des armen Deserteurs Leistungen mit Erstaunen erfüllten. Der Tischwein, Montenegro's steinigtem Boden entsprossen, war ein lichtrother, etwas säuerlicher Wein, der keiner Tafel Schande machen würde, wenn er nicht den eigenthümlichen Geschmack der Bockshäute, worin er aufbewahrt wird, in sich aufgenommen hätte. Um so tadelloser

war eine Flasche Madeira, die mit der zweiten Schüssel auf den Tisch kam. Den seltsamsten Contrast aber mit den Ortsverhältnissen bildete eine Bouteille Champagner, welche, von einem Montenegriner kredenzt, die brillanteste Wirkung auf uns hervorbrachte — eine Wirkung, auf welche sich die drei Montenegriner, die uns bedienten, nach ihren Mienen zu urtheilen schon im Voraus gefreut haben mochten. In das Schlafgemach zurückgekehrt, wurden wir durch einen Besuch Signor Toni's erfreut, der uns seine Dienste anbot, und noch ein halbes Stündchen mit uns verplauderte. Durch ihn erfuhren wir, daß die Wände des Billardsaales mit werthvollen Waffen verziert seien, die theils als Siegstrophäen prangten, theils als Faustpfänder vom Vladika zurückgehalten würden. Das heurige Jahr sei nämlich für Montenegro ein sehr unfruchtbares gewesen, so daß viele Familienhäupter, durch Noth gezwungen, Frucht oder Geld bei ihrem Regenten geliehen und dagegen ihre werthvollen Waffen als Pfänder bei ihm zurückgelassen hätten. Ich erfuhr später, daß in diesem Lieblings-Appartement des Bischofs auch einige Rüstungsstücke von österreichischen Soldaten zu sehen seien, und bin

um so mehr geneigt an die Wahrhaftigkeit dieses Gerüchtes zu glauben, als man es offenbar vermied, uns in den Billardsaal zu führen. Signor Toni sprach auch von einem Cavaliere Giorgio, der im alten Kloster wohne, des Vladiken Bruder und Vicepräsident des Senates sei. Dieser junge Mann, der auch einige Jahre als Offizier in russischen Diensten stand, und mehrere russische Orden trägt, soll auf die Macht seines Bruders eifersüchtig und dieser ihm auf der Hut sein. Der Hofstaat des Vladiken besteht außer den bisher genannten Personen, noch aus einigen Geistlichen, welche das alte Kloster bewohnen; aus der nicht zahlreichen Dienerschaft, theils durch Montenegriner, theils durch österreichische Deserteurs gebildet, und aus den Perianiczen, der Leibwache des Vladiken. Der Koch versicherte uns, von den Deserteurs, welche an diesem Hof ihr Glück suchten, könnten nur jene auf eine erträgliche Stellung rechnen, welche, so wie er, mehrere Handwerke gelernt hätten. Der Bischof unterhält auch eine eigene Druckerei, aus welcher jedoch bisher nur des Vladiken illyrische Dichtungen unter dem Gesammttitel „Der Einsiedler von Czetinje" und ein kleiner alljährlich erscheinender

und von Cavaliere Milakovich redigirter Bauernkalender hervorgegangen ist. Viele wollen behaupten, Milakovich sei auch der Verfasser der Gedichte des Vladiken. Die Perianiczen, ungefähr dreißig an der Zahl, sind auserlesen schöne Männer, ein Theil derselben versieht beständig den Dienst im Kloster, und die Thüre des Vladiken ist Tag und Nacht durch zwei derselben bewacht. Nebst diesen Perianiczen besteht in Montenegro noch die sogenannte Land-Guardia, die, in den fünf Nahias oder Kreisen vertheilt, unter dem Commando des Capitans steht. Jeder Capitan ist Civil- und Militairgouverneur seiner Nahia, hat die Contributionen zu erheben, und auf Befehl des Vladiken das Volk in die Waffen zu rufen. Capitan Prorokovich, der Einzige, den ich in Czetinje zu Gesichte bekam, soll durch mehrere Jahre auf einer österreichischen Festung gesessen haben, und diese Buße, zu welcher ihm wiederholte Räubereien auf österreichischem Gebiete verholfen haben sollen, scheint ihm sowohl in den Augen des Volkes, als auch in denen seines Herrschers nur einen Titel zu höherer Gunst zu verleihen. Der durch zwölf Senatoren gebildete Senat, welcher der Regierung von Montenegro eine Art constitu-

tioneller Beschränkung zu geben scheint, legt de facto dem Willen des Vladiken keine Fesseln an, sondern dient im Gegentheil dazu, den Beschlüssen der Willkür die Form der Gesetzlichkeit zu geben. Staunt man darüber, daß es einem Einzelnen gelinge, dies kriegerische Bergvolk in Schranken zu halten, so bedenke man, daß ihm zwei mächtige Hebel fördernd zu Gebote stehen: Geld und geistliche Würde. Die Quelle des ersteren ist bekannt, die Macht der letzteren wurzelt in der Bigotterie des Volkes. In der Nähe betrachtet, stellt sich Montenegro als eine abgerissene russische Provinz dar, der Vladika ist thatsächlich ein Statthalter oder Gouverneur. Wehe, wenn der Damm, welcher diese kleine Provinz vom Hauptlande trennt, je durchbrochen, wenn die Verbindung je hergestellt werden sollte! Oesterreichisch Albanien steht längst in magnetischer Verbindung mit jenem großen Körper, der ihm nur näher rücken dürfte, um es nach physikalischen Gesetzen an sich zu ziehen.

Wenige Tage vor unserer Ankunft in Czetinje waren zwei Montenegriner, angeblich wegen Bruchs des Waffenstillstandes mit den österreichischen Grenznachbarn und an einem Soldaten begangenen Raubs,

vor den Fenstern des Klosters erschossen worden. Dieser Vorwand soll jedoch dem Vladiken die erwünschte Gelegenheit gegeben haben, Männer aus dem Wege zu räumen, die einer ihm verhaßten Familie angehörten. Derselbe Gewährsmann, auf den ich mich schon weiter oben berief, war einmal Augenzeuge einer Hinrichtungsscene, und die Beschreibung des Verfahrens, das in Montenegro bei Executionen in Anwendung gebracht wird, dürfte hier an ihrem Platze sein. Mein Gewährsmann hatte die Nacht in Czetinje zugebracht, und nahm eben in Gesellschaft des Vladiken sein Frühstück ein, als im Angesichte des Klosters fast unter seinen Fenstern die Anstalten zur Hinrichtung zweier, durch den Senat verurtheilten Montenegriner gemacht wurden. Der Vladika sagte lächelnd und seinen Kaffee ungestört schlürfend: „Ich bedaure, Ihnen gerade beim Frühstück dieses Spektakel geben zu müssen!“ Achtzig bis hundert Mann von der Landguardia waren aufgeboten worden, um den Act der Gerechtigkeit zu vollführen; sie waren in einer langen Linie, nach Art unserer Vedettenketten, doch in sehr kleinen Intervallen aufgestellt worden, und erwarteten mit geladenem Gewehr und gespanntem Hahn die Delin-

quenten. In einer Entfernung von etwa vierzig Schritten vor dieser Linie lag ein ziemlich großer Stein, der die Bestimmung hatte, die Entfernung zu markiren, welche die Unglücklichen erreicht haben mußten, bevor es erlaubt war, auf sie Feuer zu geben. Schweigen herrschte in der Reihe der Schützen, welche, wie zu einer Treibjagd versammelt, auf das Wild zu warten schienen. Jetzt wurden die Opfer aus dem alten Kloster herausgeführt, ihre Hände waren auf dem Rücken gebunden, der Wind blies durch die langen Haare, welche die bleichen Gesichter überschatteten. Man stellte sie dicht vor die Schützenreihe, drehte sie dann rasch mit dem Rücken gegen dieselbe und sie in der Richtung nach dem Steine hinstoßend, rief man ihnen zu: „Lauft was ihr laufen könnt!“ Als sie die Entfernung erreicht hatten, in welcher der Stein lag, entluden sich alle Gewehre auf die Fliehenden, und diese stürzten, von zwanzigfacher Todeswunde ereilt, zu Boden. Es soll sich mehr als einmal zugetragen haben, daß es dem Opfer einer solchen Menschenjagd gelang, unverletzt oder nur leicht verwundet zu entkommen und in der Türkei Sicherheit zu finden. Wenn er seines Opfers gewiß sein

will, zumal wenn in den Reihen der Landguardia einige Sympathie für den Verurtheilten zu befürchten ist, theilt der Vladika mehrere seiner verläßlichen Perianiczen unter sie ein, die das Wild dann sicher nicht fehlen. Der Grund zu dem seltsamen Verfahren, das in Montenegro bei Hinrichtungen in Anwendung gebracht wird, ist wohl nicht schwer zu finden. Ein Einzelner, der sich als Werkzeug gebrauchen ließe, würde mit mathematischer Gewißheit als Opfer der Blutrache fallen, welche von den Angehörigen des Hingerichteten als eine heilige Verpflichtung gegen die Manen desselben betrachtet würde, während sich bei der oben beschriebenen Weise durchaus nicht ermitteln läßt, wessen Kugel getroffen hat.

Bei Signor Toni, der Miene machte uns zu verlassen, um sein Bett zu suchen, erkundigten wir uns, ob es denn wahr sei, daß vierzig feindliche Köpfe, welche in dem letzten Scharmützel mit den Türken gefallen, als Siegstrophäen vor dem Kloster aufgepflanzt seien? Er meinte, wir dürften des Morgens nur unsere Fenster öffnen, um uns durch den Augenschein davon zu überzeugen. Dann wünschte er uns eine gute Nacht und entfernte sich.

Der Gedanke, den schauerlichen Insignien barbarischer Sitte so nahe zu sein, verlieh der Nacht, welche wir in Czetinje zubrachten, den Charakter des Abenteuerlichen, und nur der Schlaf, der sich bleiern auf die Wimpern der Ermüdeten senkte, machte unsern Betrachtungen über das Seltsame unserer Lage ein Ende.

Am andern Morgen trieb uns eine sehr begreifliche Neugierde in's Freie; wir sollten ja erst im hellen Tageslicht sehen, was die Nacht der Malerin Phantasie zu eigen gegeben hatte: das alte Kloster, das Castell mit den vierzig Türkenköpfen, den neuen Wohnsitz des Vladiken, kurz das Gesammtbild von Czetinje. Wenn die Gebäude, von denen hier die Rede ist, ziemlich ansehnlich erscheinen, so ist's wohl nur für ein durch die Nacktheit und Armseligkeit dieses Felsenlandes vorbereitetes Auge. Der Abstand der Residenz gegen die Hütten des Volkes ist beiläufig nicht größer als der, welchen das Budget von 44,000 fl. gegenüber den armseligen Erwerbsquellen der Unterthanen bildet. Neben dem alten Kloster, das, einem Patrizierhause des siebenzehnten Jahrhunderts nicht unähnlich, weder stattlich noch armselig genannt werden kann, steht auf einer Anhöhe

eine Art halb ausgebauten runden Thurmes, der mit dem Namen Castell bezeichnet wird, um den türkischen Grenznachbarn, wenn sie davon reden hören, zu imponiren, und ihnen die Lust zu benehmen, die sie etwa verspüren könnten, einen Besuch in Czetinje abzustatten. Der Thurm trägt statt des Daches vierzig Holzpfähle, auf denen die Köpfe der erschlagenen Feinde prangen. Aus den Fenstern gesehen, gleicht diese wundersame Citadelle einem Nähpolster, welches mit halbversenkten Stecknadeln verziert ist. Das neue Kloster, in welchem wir übernachtet, ist vom jetzt regierenden Vladiken erbaut worden, und hat von Außen das Ansehen einer Kaserne oder eines Spitals. Es ist nur ein Stock hoch, und der Erbauer scheint weniger die Stattlichkeit der äußern Erscheinung als vielmehr die Bequemlichkeit und Gemächlichkeit im Innern vor Augen gehabt zu haben. Cavaliere Milakovich, der sich zu uns gesellt hatte, schien über unseren Wunsch, die aufgespießten Türkenköpfe in der Nähe zu schauen, höchlich erstaunt, und versicherte mich, als mein Begleiter in der bezeichneten Absicht die Anhöhe erstieg: er begreife nicht, wie man solche Gräuel sehen könne, er, für seinen Theil, ergreife jedesmal die Flucht,

wenn Köpfe nach Czetinje gebracht würden, und habe es nie über's Herz bringen können, einen derselben in der Nähe zu betrachten. Der Gedanke, der während dieser Worte über seine Gesichtszüge hinglitt, entging mir nicht, und war ein ganz anderer als der, den er aussprach. Der mißtrauische Secretair schien vielmehr in diesem Augenblick der Vermuthung Raum zu geben, als seien wir nach Czetinje gekommen, um uns die Ueberzeugung zu verschaffen, ob nicht auch Köpfe von österreichischen Soldaten Montenegro's Industrie-Ausstellung verherrlichten.

In unser Schlafgemach zurückgekehrt, erfuhren wir, daß Monsignore sogleich bei uns erscheinen werde. Ein Riese trat gleich darauf in Begleitung des Cavaliere Milakovich ein, grüßte uns, und überließ, wie am Abend zuvor sein Secretair uns die Eröffnung des Gespräches. Die Gesichtszüge des Vladiken sind nichts weniger als einnehmend: breite Formen, kleine lauernde Augen, fahle Gesichtsfarbe, sparsamer schwarzer Bart, und ein gewisses Etwas im Ausdruck, das eher List oder Schadenfreude als Entschlossenheit verräth. Er trug bürgerliche Kleidung; seine à la Cosaque geformten Pantalons vermochten, trotz ihrer Weite,

den etwas ungebührlich großen Fuß nicht zu maskiren, die Weste war bis an den Hals zugeknöpft und der Capot, an dem das Tuch nicht gespart worden, war schlotternd und bequem. Auf dem Kopfe trug er einen rothen türkischen Fes, um den ein seidenes Taschentuch turbanartig gewunden war. Die Hände in der Tasche haltend, vermag Monsignore nicht einen Augenblick ruhig zu stehen; seine Bewegungen, die während unseres halbstündigen Gesprächs kaum unterbrochen wurden, glichen beinahe denen eines wilden Thieres, das, in einen Käfig gesperrt, den engen Raum, der ihm zu Gebot steht, von der Rechten nach der Linken und so umgekehrt beständig mißt. Der Bischof spricht außer der russischen und illyrischen Sprache nur die französische, deren Erlernung er einem Franzosen verdankt, welcher mit seiner hübschen jungen Frau zwei Jahre im Kloster von Czetinje zubrachte. Auf meine Frage, wie es Monsignore in Wien, das er zweimal besucht, gefallen habe, erfolgte nur eine halbe Antwort, die einer raschen Wendung des Gespräches Platz machen mußte, und mir die Ueberzeugung verschaffte, daß ich nicht das Lieblingsthema des Vladiken angestimmt habe. Auf einige Artigkeiten, die ich ihm rücksicht-

lich des Rufes sagte, den der „Einsiedler von Czetinje" als Dichter genieße, erwiderte er fast eben so ausweichend, während Milakovich schamhaft zu Boden blickte. „Ich bin nicht im Alter, das der Poesie angehört," sagte der Bischof, „die Jugend ist die Zeit der poetischen Ergüsse, übrigens gehören unsere Dichtungen mehr dem Volke als irgend jemand Anderm an." Auf meine Frage, welche Richtung diesen poetischen Erzeugnissen eigen sei? erhielt ich die sehr bestimmte Antwort: „Unsere Poesie gleicht ganz der des Homer." Durch die Deutlichkeit dieser Antwort vollkommen zufrieden gestellt, gaben wir dem Gespräch eine andere Wendung und beantworteten unserer Seits einige Fragen über gleichgültige Gegenstände. Nach einer halben Stunde war die Audienz beendigt. Ein kurzer Besuch, den wir Cavaliere Milakovich im alten Kloster abstatteten, schien diesem zu schmeicheln, denn er empfing uns mit ungewöhnlicher Freundlichkeit. Die reichlichen Trinkgelder, die wir an die Dienerschaft vertheilten, erzeugten unter dieser viel Heiterkeit. Monsignore ließ uns sagen, er wünsche uns noch einen Augenblick zu sehen, und empfing uns, bei der kurzen Abschiedsvisite, die wir ihm machten, in seinem

Wohnzimmer. Ueber dem Schreibpulte prangte das Portrait des Kaisers Nikolaus von Rußland. Der Vladika gab uns einen seiner Perianiczen als Schutzwache mit, der den Auftrag hatte, uns bis Cattaro zu begleiten, allein die Autorität dieser Leibgarde hinderte es nicht, daß während unserer Rückreise mehrmals nach uns geschossen wurde, da inzwischen Feindseligkeiten zwischen den montenegrinischen und albanesischen Grenzbewohnern ausgebrochen waren. Der ehrliche Spiro Martinovich hatte sich vor unserem Abmarsche bei uns eingestellt, und wir traten unsere Rückreise an, nicht ohne die wehmüthigen Blicke zu bemerken, die uns einige österreichische Deserteurs und namentlich der arme Signor Toni nachwarfen.

2.

Voltaire's Landsitz in Ferney.

Genf. — Château Voltaire.

> Ernstes Sinnen, stilles Träumen
> Sind dem Wandrer hier genehm,
> In den leergeword'nen Räumen
> Macht Erinn'rung sich's bequem.

Hat man in Genf die hydraulische Maschine, durch welche das Wasser der Rhone in die oberen Stadttheile geleitet wird, hat man den alten Thurm aus der Römer Zeit gesehen und ist man in Freundler's herrlichem Bijouterie-Magazine nach den liliputanischen Damenührchen lüstern geworden, so ist man mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt so ziemlich zu Ende; denn der botanische Garten ist klein, Museum und Naturaliencabinet sind unbedeutend. Aber die Insel Rousseau's, mit der von Pradier gefertigten Statue, zwischen der Stadt und dem berühm-

ten Hôtel des Bergues liegend, wird gewiß auf keinen Fremden ihre Wirkung verfehlen. Inmitten üppig grüner Baumgruppen sitzt Jean Jacques Rousseau mit seiner ehernen Unvergänglichkeit, und rothbackige Kinder, die den anmuthigen, kleinen Garten zum Spielplatze gewählt, umgaukeln den Verfasser des „Emile" — und die Bäume schütteln leise ihre Häupter und scheinen wehmüthig zu lächeln. Fast folgerichtig reiht sich an diesen Besuch die Fahrt nach Voltaire's Landsitze in Ferney. Als kleiner Haustyrann hat er dort geherrscht der weltberühmte Spötter, und es dürfte in jener Zeit nicht so leicht gewesen sein als jetzt, im Château Voltaire Einlaß zu erhalten. Wenigstens spricht die bekannte Anekdote von dem Empfang, der einem neugierigen Engländer zu Theil wurde, nicht für die freundliche Bereitwilligkeit des Wirthes. Das Schloß ist übrigens nicht ansehnlich, und scheint beweisen zu wollen, daß große Geister sich in kleinen Räumen zu bewegen verstehen. Der Prunksaal, in den man zuerst tritt, würde heut zu Tage manchem französischen deus minorum gentium kaum als Schlafcabinet groß genug sein; zum Glück ist das Gedeihen des Geistes von der physischen Commotion unab-

hängig. An den Wänden des Saales sprechen mehrere Gemälde von dem Geschmacke seines berühmten Bewohners und die Pietät, mit der man Alles unverändert, ja unberührt gelassen hat, macht dem gegenwärtigen Besitzer des Landsitzes Ehre *). Beim Anblicke des Kamines fiel mir unwillkürlich das bekannte Lobgedicht auf den Kaffee ein, und die Worte: ,,Ma verve se rallume,'' mahnten mich, als müßten sie hier geschrieben worden sein. Links ist das Schlafgemach mit dem einfachen Bette, worin der welthistorische Spötter träumte. Man erzählte mir, daß dies Bett gegen die Engländer, welche auf ihren Reisen Ferney besuchen, förmlich vertheidigt werden müsse, da sie es sich nicht nehmen lassen wollen Holzsplitter oder gar Stückchen von der Decke mitzunehmen. Delille, Milton, Marmontel, Diderot, Newton, Clemens XIV., Racine, Corneille, d'Alembert, Helvetius, J. J. Dortons de Meiran, Leibnitz, Ant. Thomas, E. F. Duc de Choiseul, d'Ambroise, Friedrich II., Franklin,

*) Seither ist dieser an den Meistbietenden hintangegeben und um eine nicht unbedeutende Summe erstanden worden. Es steht dahin, wie es der neue Besitzer in dieser Hinsicht halten wird.

Le Kain u. A. hängen rings an den Wänden, so wie sie Voltaire um sich versammelt, ja ein Portrait Katharina's von Rußland, das sie selbst in Seide gestickt, prangt in dieser ehrenwerthen Versammlung. Die stillen, nun entvölkerten Gemächer, versetzten mich in eine eigenthümliche Stimmung; mir war, als lugte die Philosophie unserer Tage beim Fenster herein, den satanischen Spott erwidernd, der um die Züge Voltaire's lag, dessen Büste in einer Nische des Zimmers aufgestellt war. Durch einen Laubengang schritt ich im Garten nach dem Lieblingsplatze Voltaire's. Die steinerne Bank, auf der er so gern saß, von welcher aus er dem Gartenjungen winkte, der ihm mit ängstlichem Schweigen seine Schreibmappe nachtragen mußte, ist nun durch eine hölzerne ersetzt; aber derselbe Montblanc mit der weißen Perrücke, in deren Anblick sich Voltaire so gern vertiefte, schaut noch immer ernst in den Garten herein, und scheint sich wenig darum zu bekümmern, daß seines Bewunderers unbarmherziger Spott durch die noch unbarmherzigere Romantik abgelöst wurde, und daß die Pariser Jugend nun Voltaire mit dem Ehrentitel „perruque" oder wohl gar „Rococco" belegt. Der Junge, der mit

ängstlichem Schweigen damals die Mappe trug, ist nun ein gebeugter Greis, dem die Anekdoten aus Voltaire's Landleben, die er dem Fremden erzählt, manchen Frank eintragen. Aber ein Baum, den einst Voltaire eigenhändig in seinem Garten pflanzte, ist indessen groß geworden und treibt üppige Aeste; und wenn diese mit dem Stamme längst verfault sein werden, wird ihr Pflanzer mit seinen Werken noch leben. Durch den silberlockigen Gartenjungen erfuhr ich auch: Voltaire sei sehr jähzornig gewesen, und wer sich in seinem Hause etwas zu Schulden kommen ließ, sei augenblicklich fortgejagt worden. Daß Kaiser Joseph II. bei seiner Anwesenheit in Genf Voltaire nicht besuchte, soll diesen, der schon alle Anstalten zu seinem Empfange in Ferney getroffen, bitter gekränkt haben. Sonderbar ist es, daß Voltaire, der verrufene Religionsspötter, neben seinem Schlosse eine Kapelle bauen ließ, mit seiner Grabstätte, für den Fall seines Ablebens in Ferney. Die stolze Inschrift: „Deo erexit Voltaire" erinnert sehr an sein bekanntes: „Nous nous saluons, mais nous ne nous parlons pas." Ein alter Gärtner besitzt einige Briefe Voltaire's an seinen Secretair Vanier und andere Curiosa, worunter eine Perrücke des

berühmten Mannes. Auch gibt er jedem Fremden, der Ferney besucht, eine Abschrift von den letzten Versen, die Voltaire geschrieben haben soll. Ich will ihre Echtheit nicht verbürgen, doch sind sie in seinem Geiste, wenn auch nicht mit seiner Correctheit gemacht. Wenn ich mich recht erinnre, lauten sie:

„Tandis que j'ai vécu on m'a vu hautement
„Aux badeaux affarés dire mon sentiment,
„Je le ferai encore dans les demeures sombres:
„S'ils ont des préjugés, j'en guérirai les ombres."

3.

Hyères.

Stadt und Landschaft. — Nees von Esenbeck und Peter von Bohlen. — Die Aerzte. — Bedeutung des Curortes.

> Schwefelbad und Eisenquelle,
> Südens Luft und Sonnenhelle,
> Luftveränd'rung trotz Beschwerde,
> Und zuletzt — die kühle Erde.

Von schweren Körperleiden heimgesucht, hatte mein Begleiter dem deutschen Winter entfliehen wollen, und wahrlich das Städtchen Hyères, das wir im Spätherbste begrüßten, schien uns ewigen Frühling zu verheißen; denn laue, würzige Lüfte wehten uns aus den anmuthigen Orangengärten entgegen. Die beiden Hôtels des Städtchens, wenn auch nicht sonderlich comfortable eingerichtet, sind doch so schön gelegen, daß die herrliche Aussicht über freundliche Gärten hin nach dem Meere und den hyèrischen Inseln dem Fremden für die Entbehrungen, die ihm

etwa auferlegt werden, hinreichenden Ersatz bietet. Gerathener ist es jedenfalls für jene, in deren Plane ein längerer Aufenthalt liegt, Privatwohnungen zu miethen, an denen es in Hyères nicht fehlt. Die Lage des Städtchens ist reizend, aber nicht malerisch, der Blick gleitet befriedigt über die Ebene hin, aber dem Künstler würde sich höchstens eine Fernsicht bieten. Das lichte Grün der Orangenbäume wird durch die bläuliche Farbe der Olivenbäume angenehm unterbrochen, und hier und da ragt in den Gärten eine Palme hervor. Im Winter wird Hyères so zu sagen durch Brustleidende bevölkert; die Aerzte aller Länder schicken Lungenkranke nach diesem provençalischen Eldorado, das sie nur aus einigen Broschüren kennen, und für einen Hafen halten, in welchem die rauheren Lüfte des Winters nicht Zugang haben. Leider stehen die berühmtgewordenen Vorzüge von derlei gepriesenen Curorten zu den Gesetzen der Optik im umgekehrten Verhältnisse: sie verkleinern sich dem nähergerückten Auge. Fast durch alle Wintermonate wird Hyères vom Mistral, einem heftigen Nordwestwinde heimgesucht, und die meisten Brustkranken haben die weite Reise nur unternommen, um fern von der Heimath und den Ihrigen, die Sehnsucht

nach dem heimischen Herde im Herzen, — zu sterben. Kurz vor meiner Ankunft traf dieses Schicksal einen Mann, dessen Verlust in Deutschland gewiß lange schmerzlich empfunden werden wird: ich meine den berühmten Botaniker Nees von Esenbeck. Sein Freund, der bekannte Orientalist Peter von Bohlen, dessen interessante Bekanntschaft mir zu Theil wurde, war dem ausgezeichneten Gelehrten in den letzten Tagen seines Lebens ein treuer Pfleger und Tröster gewesen. Das würdigste Epitaph hat sich der Verblichene wohl selbst durch seine hinterlassenen Werke gesetzt, deren vorzüglichstes, ein neues System der Botanik begründend, leider noch unvollendet ist.

Die Lage meines Reisegefährten machte es mir natürlich sehr wünschenswerth, mit den klimatischen Verhältnissen von Hyères und ihrer Einwirkung auf Kranke, näher bekannt zu werden. Doctor H. gab mir eine Broschüre, worin ich die Vorzüge dieses Klima's sehr ausführlich und nachdrücklich dargestellt fand. Das Verzeichniß der Uebel, für welche die Ansiedlung nach jener Gegend angerathen wird, schien mir so ungebührlich groß zu sein, daß ich in meiner Ignoranz dem Verfasser des Büchleins bemerkte, ich hätte bisher geglaubt, es gäbe über-

haupt nicht mehr Krankheiten, als ich nun in seiner Broschüre verzeichnet finde. Doctor H. lächelte mit jener mitleidigen Herablassung, welche ich den Franzosen dem Deutschen gegenüber öfter annehmen sah, und meinte, daß es sehr traurig wäre, wenn die Medicin nicht hundert Mal mehr Krankheiten aufzuweisen hätte.

Nicht ohne ein gewisses Gefühl ängstlichen Mißtrauens gegen die Aerzte von Hyères, welches ich aus H's. Broschüre gesogen hatte, verfügte ich mich zu Doctor A., einem älteren Arzte, der die Behandlung meines kranken Freundes übernommen hatte, um ihn über die Hoffnung zu befragen, die er etwa zu dessen Wiederherstellung geben könne. Er zuckte die Achseln mit jenem herzzerreißenden Ausdrucke im Gesichte, der dem besorgten Frager nur zu deutlich sagt, es sei wenig Gutes zu erwarten. Doch sagte er nach einer Pause, wenn die Witterung sich consolidiren würde, wie dies bei dem hohen Stande des Barometers zu erwarten sei, so zweifle er nicht, daß mein Gefährte sich binnen vierzehn Tagen hinreichend erholen werde, um wieder abreisen zu können. So wenig Tröstendes in dieser Prognose lag, so flößte mir doch die Bestimmtheit,

mit der sie der einsylbige Mann ausgesprochen hatte, eine gewisse Verehrung ein. Mit Erstaunen erfuhr ich, daß er dem Kranken gar keine Medicin verschrieben habe, da ihm kein Mittel bekannt sei, welches in dem vorliegenden Falle Heilung verspreche. Ich machte den wackern Mann darauf aufmerksam, daß mein Reisegefährte einer sehr sorgfältigen Behandlung bedürfe, um der verderblichen Gemüthsstimmung entrissen zu werden, in die ihn Muthlosigkeit versetzt habe. Ich kann ihm nichts geben, war die Antwort des Ehrenmannes; denn ich weiß keine Medicin, die ihm helfen wird.

Er will aber durchaus ein Medicament haben, verschreiben Sie ihm etwas, und wär' es nur um ihm Hoffnung zur Besserung zu geben — ein Königreich für ein Medicament!

Es thut mir weh, ihm nicht helfen zu können, es zerreißt mir das Herz, den armen Mann so leiden zu sehen, aber ich kann ihm kein Medicament geben, da es mein Grundsatz ist, nur solche zu verordnen, von deren Wirkung ich überzeugt bin. Das Barometer steht übrigens hoch, Ihr Freund wird reisen. Wie gefällt es Ihnen in Frankreich?

Ein Medicament, Herr Doctor, ich bitte.

Ich habe keines. Haben Sie die Kammer der Deputirten in Paris gesehen? fuhr der sonderbare Mann fort, ohne sich durch meine wiederholte Bitte aus der philosophischen Ruhe bringen zu lassen, die ihn nie verließ, und ohne von meiner Ungeduld und Besorgniß anders, als durch jenen Blick wahrhaften Mitleidens Notiz zu nehmen, den er schon öfter auf mich geworfen hatte. Ich beantwortete einige seiner Fragen, die Alles, nur nicht den Kranken betrafen, und nahm von ihm Abschied, um zu einem jungen Wiener Arzte zu eilen, welcher, die Fürstin S. als Leibarzt begleitend, vor einigen Wochen in Hyères angekommen war.

Der Wiener Doctor empfing mich sehr freundlich, ja, als ich ihm entdeckt hatte, daß ich sein Landsmann sei, standen wir uns bald wie zwei alte Bekannte gegenüber. Er schien über das Klima von Hyères nicht ganz so günstig zu urtheilen, als mein erster Gewährsmann Doctor H., und als ich ihm dessen Broschüre zeigte, lächelte er, und versicherte mich, Doctor H. habe im Ganzen nur drei Kranke in Hyères behandelt, und die eine Hälfte des in der Broschüre Gesagten sei nicht wahr, die andere sei erlogen. Hierauf schlug er zu meinem

Erstaunen eine Stelle des Buches auf, die ungefähr folgenden Inhaltes war:

„Wer an Brustschwäche, Husten, Lungengeschwüren, chronischen Halsschmerzen ꝛc. ꝛc. — (hier folgt die Aufzählung einer Legion von Krankheiten) leidet, der gehe sogleich zu seinem Arzte, und consultire ihn darüber, ob er nicht nach Hyères reisen solle, und sein Arzt mag dann dafür oder dawider sein, er reise unverzüglich nach Hyères."

Wenn der Kranke, (so meinte mein Wiener Doctor) auf jeden Fall entschlossen sein soll, nach Hyères zu gehen, wozu braucht er zuerst seinen Arzt zu consultiren? Ich freute mich über das einfache und gesunde Raisonnement meines Wieners, und führte ihn zu meinem kranken Reisegefährten.

Ich glaube den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen ein kurzgefaßtes Parere über Hyères und seine ärztlichen Beziehungen, welches ich meinem wackern Landsmann verdanke, mittheile:

Von dem harten Urtheile, welches die den Kranken aller Art einst empfohlene Provence in neuerer Zeit betroffen hat, scheint die Stadt Hyères mit ihrer Umgebung dem Ausspruche derselben Rich-

ter zu Folge eine Ausnahme zu machen. Man hat Hyères unbedenklich Neapel und Nizza an die Seite gestellt, und wohl auch dem letzteren Orte wegen seiner höheren Temperatur und beständigern Witterung vorgezogen. Wird nun auch von den Vertheidigern von Nizza das Gegentheil behauptet, so ist doch so viel gewiß, das Hyères wegen seiner Entfernung vom Meere, welche eine halbe Meile beträgt, weniger den an den Meeresküsten häufig vorkommenden plötzlichen Witterungs-Veränderungen unterworfen ist. Dieser Vortheil wird aber durch den Umstand wieder aufgehoben, daß Hyères einen Theil der von Winden hart betroffenen Provence ausmacht. Hat man auch behauptet, daß die im Rücken der Stadt sich erhebende Hügelreihe den Einfluß der Winde bedeutend mindern solle, so ist dem leider doch nicht so, oder es gilt höchstens nur von einem einzelnen Theile der Stadt.

Die beste Quelle zur Beurtheilung eines Klima bleibt immer eine durch mehrere Jahre fortgesetzte Reihe von genauen meteorologischen Beobachtungen, und die einem Erdstriche eigenthümliche Vegetation. Leider fehlt es an dem Ersteren ganz, und das wenige Aufgezeichnete zeigt an und für sich keine voll-

kommene Uebereinstimmung. Ich will mich aber bemühen, daraus so viel zu entnehmen, als man ohne Gefahr für die Wahrheit thun kann, und die Vortheile und Nachtheile des Klima's durch Zusammenstellung mit andern bekannten deutlicher machen.

Die mittlere Jahrestemperatur von Hyères kann gleich der von Nizza an 15°C. angenommen werden, welche die von Wien also um 5°C. übertrifft. Können wir auch die Temperaturen der einzelnen Monate nicht angeben, so ist doch gewiß, daß die Hitze im Sommer nicht höher steigt, als bei uns, aber doch durch längere Dauer, wärmere Nächte und den Mangel an erfrischenden Regen viel fühlbarer und erschöpfender wird; daß im Winter die Kälte nicht so stark und anhaltend ist, wie bei uns, aber das Thermometer in der Regel doch jährlich auf 0 und auch unter 0 sinkt. Regen fällt an vierzig Tagen, selten darüber, also weniger als in Neapel, während man in Wien über hundert Regentage zählt. Dabei ist der Regen aber heftig und ausgiebig, und erscheint meist im Frühjahr und im Herbst. Schnee sieht man hier oft gar nicht, oder doch nur auf kurze Zeit. An Winden fehlt es hier nicht, und die

windstillen Tage sind die seltneren. Doch ist es besonders im Frühjahr, wo sie wie überall am heftigsten und anhaltendsten herrschen, während Herbst und Sommer mehr davon verschont sind. Vorherrschend sind die Südwinde, die im Durchschnitt an hundert und zwanzig Tagen wehen, und im Winter schweren Regen bringen. Die Ostwinde sollen im Frühjahr am häufigsten und mit Regen begleitet sein. Den West- und Nordwinden scheint man hier wenig Eingang zuzugestehen. Es findet aber der in der Provence furchtbare N. W. oder Mistral seinen Zugang auch zu dieser Stadt, und ihm scheint man besonders die heitern Tage des Winters zu verdanken, wo die Luft scharf und trocken wird, und die Nerven empfindlicher Personen gereizt werden, selbst wenn sie ihr Zimmer nicht verlassen. Die Nebel scheinen hier selten; aber eben so fehlt auch jene den Kranken so zuträgliche mittlere Luftfeuchtigkeit, da bei dem beständigen Spiel und Wechsel der Winde, die Luft entweder nur sehr feucht oder sehr trocken sein kann. In Anbetracht der einzelnen Jahreszeiten scheint mir die Zeit von Juni bis Ende September für Kranke zur Erholung hier geradezu entgegenwirkend; die Monate October, November und zum Theil Decem-

der sind, wie allenthalben in südlichen Ländern, so auch hier die angenehmste, ruhigste und dem Kranken zuträglichste Zeit. Im Jänner fällt gewöhnlich die größte Kälte ein, welche wie erwähnt selten 0°C. und 4°C. erreicht; zugleich aber steigt die Wärme Mittags nicht selten auf + 14°C. Dieser, so wie die zwei folgenden Monate sind aber dem Kranken durch große Temperaturunterschiede von Tag und Nacht, von Schatten und besonnten Orten, durch große Trockenheit und Feuchtigkeit, und durch häufige Winde in sofern gefährlich, als man sich der heitern Tage dieser Jahreszeit nur bei der größten Vorsicht ungestraft erfreuen darf. Der Frühling gehört wie in Italien, so auch hier zu der angenehmsten Jahreszeit, wo heftige Winde und Temperaturwechsel an der Tagsordnung sind, und der Kranke durchaus nichts gewinnen kann. Die Zeit, wo Kränkliche wirkliche Besserung erwarten können, bleibt also auf den Herbst beschränkt, der dem im nördlichen Klima vorzuziehen ist; der Winter läßt wenig Fortschritte machen, und man kann zufrieden sein, das Gewonnene zu behaupten, was auch leichter als bei uns gelingt. Das Frühjahr bringt dem Kranken hier nicht selten Nachtheil. Die gerin-

gere Kälte und die Anzahl heiterer Tage, worin der Hauptvortheil vor dem nördlichen Klima besteht, hat es mit Nizza und Neapel gemein, steht aber so wie diese in Hinsicht der Beständigkeit und Gleichmäßigkeit der Witterung und Luft hinter Rom und Pisa zurück. Einen reellen Vorzug hat es in keiner Hinsicht vor den obgenannten Orten, wohl aber glaube ich, daß der Mistral von allen lästigen Winden des Südens, auch so wie man ihn hier fühlt, der gefährlichste ist. So viel ist es, was ich mit Gewißheit meinen Quellen entnehmen konnte, womit auch die Rücksicht auf die hiesige Vegetation nicht im Widerspruch steht. Hyères hat eine gesunde Luftbeschaffenheit, und es unterliegt keinem Zweifel, daß gesunde Personen bei einer naturgemäßen Lebensweise auch hier gesund bleiben, und ein ziemlich hohes Alter erreichen mögen. Ob der Aufenthalt hier aber auch Kranken zuträglich sei, und welchen Kranken insbesondere, ist eine Frage, die man nur dann richtig beantworten wird, wenn man die jedem einzelnen Kranken nöthige Luft- und Witterungsbeschaffenheit kennt, und sie mit dem vergleicht, was man hier zu gewärtigen hat. Diese Methode scheint aber hier bis jetzt häufig nicht befolgt worden zu

sein, und das Versenden der Kranken nach südlichen Ländern geschieht ohne Auswahl, und mehr als Aushilfsmittel, als einer rationellen Heilmethode zu Folge. Vor allen sind es Brustkranke, die man anweiset, hier ein ruhiges Ende zu suchen, was denn auch in weit kürzerer Zeit geschieht, als wenn sie zu Hause geblieben wären; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß junge, reizbare, mit Tuberkeln der Lungen behaftete Personen so schnell als möglich hier zu Grunde gehen; ja dies trifft wohl auch ältere von ähnlicher Körperbeschaffenheit. Nur beginnende Brustleiden, die ihre Quelle in einer allgemeinen Erschlaffung, namentlich der Unterleibsorgane finden, wo sich das Leiden mit einer Erschlaffung und vermehrten Absonderung der Schleimhäute einstellt, und Tuberkelbildung nach sich zieht, mögen hier Stillstand, Linderung und wohl auch Besserung ihrer Leiden gewärtigen. So mögen auch Drüsenleiden jüngerer Personen und die Skrophelsucht, wenn sie einen torpiden Charakter hat, die Drüsen weich und unempfindlich, nicht aber hart, empfindlich und entzündlich sind, einigen Vortheil hier gewinnen, vorausgesetzt, daß die ganze Lebensweise natur- und krankheitsgemäß eingerichtet

wird. Auch Personen mit verstopften Unterleibs-organen, bei aufgetriebener Leber und Milz, bei passiven Hämorrhoiden mit trüber Gemüthsstimmung und Neigung zur Unthätigkeit und Schlafsucht, mögen den Winter mit Nutzen hier zubringen, vorausgesetzt, daß sie die ihnen dargebotene Gelegenheit zur Bewegung im Freien benutzen. Eben so kann der von Gicht und Rheumatismus Heimgesuchte einen Theil seiner Leiden hier verlieren, wenn er strenge Diät, Gemüthsruhe und fleißige Bewegung sich zur Regel macht, nicht aber bei jeder Annahnung des Schmerzens seine Einhüllungen verdoppelt, oder gar das Bett sucht, wodurch die Empfindlichkeit zu einem unglaublichen Grad gesteigert wird. Eben so kann die ohne Localleiden zurückgebliebene Entwicklung der Jugend hier gefördert werden, und das an Beschwerden reiche höhere Alter hier neue Kräfte sammeln. Nimmermehr aber kann man dieses Klima den nervösen und reizbaren Personen, deren Empfänglichkeit hier noch mehr gesteigert würde, empfehlen; eben so wenig denen, welche zu Entzündungen oder Congestionen nach Kopf, Brust, oder Unterleib geneigt sind. Organische Krankheiten der edleren Eingeweide, so wie Dyskrasien mit ent-

zündlichen Localleiden, die den Keim der Zerstörung in sich tragen, werden durch dieses Klima nicht verbessert, die gleichzeitige Aufregung im Körper gewöhnlich vermehrt. Obgleich diese kurzen Andeutungen noch durch ein Namensregister von Krankheiten vermehrt werden könnten, so wollen wir doch dies vermeiden, da durch den Namen allein das Bild der Krankheit noch nicht gegeben ist, und klimatische Einflüsse mehr mit Persönlichkeit und Krankheitscharakter, als mit dem Namen in Beziehung stehen. Ich bemerke nur, daß ich dieses Klima zu den erregenden und reizenden rechne und ihm in dieser Hinsicht keinen Vorzug vor Nizza und Neapel zugestehe. Da aber auf die Wahl einer tauglichen Wohnung sehr viel ankommt, so glaube ich den Theil der Fläche zwischen der Stadt und der Meeresküste zum Wohnort darum mehr empfehlen zu können, weil dort der Einfluß der Winde weniger empfindlich ist, da in dem wirklich geschützten Stadttheil keine Wohnungen für Fremde bestehen.

4.

Toulon.

Treiben in der Hafenstadt. — Der Quai. — Das Hospital zu St. Mandrier. — Das Bagno. — Das Arsenal. — Le Muiron. — Douanenwesen. — Eine Wette.

> Leidenschaften, groß gezogen
> Von dem wilden Sturm der Wogen,
> Wälzen sich in rohen Massen
> Durch der Seestadt enge Gassen.

Ein eigenthümliches Leben herrscht in den Straßen von Toulon; die Stille der Nacht legt sich nicht erquickend über das rege Treiben; Jedermann ist an den Lärm, der bis gegen Morgen andauert, gewöhnt, ja es möchte wohl manchem in Toulon Gebornen, der in eine andere Stadt umgesiedelt wäre, gehen, wie dem Müller, der, das Geklapper seiner Mühle vermissend, nicht schlafen kann. Schaarenweise durchstreichen Matrosen die engen

Straßen, in denen man ihnen nicht schnell genug ausweichen kann, sie haben sich der Stadt bemächtigt, singen, lärmen und schlürfen auf rohe, wenn auch harmlose Weise, gierig den Becher des Genusses. Will man diese armen Jungen, unter denen man nicht selten Spuren der Race-Vermischung in den Colonien bemerkt, in ihrer ganzen Glorie, will man sie im höchsten Taumel des Entzückens sehen, so trete man in eine der Brasserien (Bierbrauereien). Hier sind sie im Hafen des Glückes, man sieht es ihnen an, daß sie an diese Tempel des Vergnügens oft auf fernen Meeren in fremden Welttheilen sehnsüchtig dachten, ohne Rückhalt werfen sie sich hier der lange entbehrten Freude in die Arme; es scheint, als seien sie sich der Flucht der Zeit bewußter als andere Sterbliche, mit Hast, ohne Vorsicht, ohne Rückblick wird genossen, es liegt etwas in ihren Augen, das den morgenden Tag verachtet. Hier umschlingt der Arm eines jungen kräftigen Matrosen die plumpe Taille einer häßlichen abgelebten Dirne, während ein alter luftgesegelter Steuermann ihr seliglächelnd zutrinkt; dort sitzen zwei bärtige Seemänner mit braunen Gesichtern, Hand in Hand, Aug' in Aug', und scheinen, den schlechten Punsch

schlürfend und in Gemüthlichkeit aufgelöst, Freundschaftsversicherungen auszutauschen, indeß andre sorgfältiger gekleidete junge Matrosen mit seemännischem Anstande im Saale auf und ab schreiten, und das ganze bunte Gewühl mit zufriedenen Blicken mustern, als wollten sie sagen: „Das Alles ist mein, hier bin ich Herr.“ Eine Gesellschaft von Musikanten und Sängern beherrscht vom erhöhten Orchester aus die wogende Menge, die Sängerinnen sind festlich aufgeputzt, der Musikdirector ist so ernst und feierlich als irgend ein Kapellmeister, und die hübscheste der Künstlerinnen, die das Geld einsammelt, bewegt sich in der gemischten Gesellschaft mit Ungezwungenheit und Anstand. Die Eigenthümlichkeit dieser Genrebilder zog mich an, ich brachte manche Stunde in den Brasserien als stiller Beobachter zu, und muß gestehen, daß ich zu meiner Verwunderung nicht ein einziges Mal Zeuge eines groben Excesses oder einer Prügelei war.

Die Siegesnachricht von Constantine und die Deputirtenwahl brachten noch mehr Leben in die Hafenstadt, deren belebtesten und freundlichsten Theil der längs des Hafens hinlaufende Quai bildet. Hier sieht man auch die Beaumonde von Toulon,

und einige Magazine sind geschmackvoll und elegant eingerichtet. Kaum hat man den Quai betreten, so ist man von einer Schaar Bateliers umgeben, welche zur Fahrt nach dem Hospitale von Saint Mandrier einladen. Wenn diese großartige Anstalt, welche der König für die Blessirten der afrikanischen Kolonie erbauen ließ, gleich ihren Zweck ganz verfehlt, da die Annahme, man könne die Blessirten von Afrika nach Europa transportiren, an und für sich eine falsche ist, so wäre es doch Sünde, das interessante Bauwerk unbesehen zu lassen, das schon wegen der gigantischen, terrassenförmig gebauten Cisterne, welche das ganze Hospital mit Wasser versieht, unter die Sehenswürdigkeiten gehört. Schade, daß dem schönen Plane nicht die Wahl eines zweckmäßigeren Platzes voranging. Die Bagnes (Galeeren) machen auf den Fremden den traurigen Eindruck, welchen der vom Organismus ausgeschiedene schadhafte Theil der Gesellschaft überall hervorbringt: leuchtend gelbe Hosen und brennend rothe Jacken tragen noch dazu bei, der Erscheinung jener Unglücklichen den Stempel des Unheimlichen aufzudrücken. Ich erinnere mich übrigens nicht, irgend wo anders eine so reichliche Sammlung ausgeprägter Schurkenphysiogno-

mien gesehen zu haben. Eine Lithographie von Horace Vernet, welche eine Gruppe dieser Galeerensträflinge darstellt, machte ein siebenjähriges Kind, dem ich sie zum Geschenke machen wollte, bitterlich weinen. Mein Begleiter erzählte mir, er habe den Spaziergang durch die Bagnes von Toulon einst an der Seite eines berühmten Kranologen gemacht, dessen Bemerkungen über die Schädelbildung verschiedener Verbrecher mit den später erforschten Ursachen ihrer Verurtheilung wunderbar übereinstimmend gewesen seien. Die auf Lebensdauer verurtheilten Sträflinge unterscheiden sich von den übrigen durch die Farbe ihrer Mützen. Bewunderswürdig ist die Geschicklichkeit, mit welcher diese Unglücklichen die kunstreichsten Arbeiten aus den Fäden der Aloë verfertigen, die an die Fremden um ziemlich hohe Preise verkauft werden und den Sträflingen ein kleines Sümmchen sichern, das ihnen beim Austritte aus dem Bagno ausbezahlt wird.

Wahrhaft großartig ist das Arsenal von Toulon, in welchem außer den Galeriens noch Tausende von Arbeitern beschäftigt werden. Die Riesenseilerbahn, worin die Schiffstaue gedreht werden, die Docks (Bassins), in denen mittelst Dampfpumpen die größ-

ten Schiffe auf trocknen Boden gezaubert werden, die kolossalen Tivolis, auf welchen die Kriegsschiffe lustig vom Stapel laufen, um sich mit wildem Gebraus zum ersten Male dem Wassergott in die Arme zu werfen, die Zeughäuser mit den glänzenden Waffen und spiegelblanken Rüstungen — — wer könnte dies Alles ohne das lebhafteste Interesse beschauen? Das Schiff, „le Muiron," das einst den Obergeneral Buonaparte von Egypten nach Frankreich trug, dient jetzt als Admiralschiff der Rhede; in feierlicher Stimmung betrat ich den Conseilsaal, den engen Schiffsraum, in welchem ein Stück Weltgeschichte ausgebrütet worden ist. Der „Muiron" ist übrigens nicht groß.

Als ich, aus dem Arsenal getreten, den Hafen entlang über den Quai schritt, zog ein Volksauflauf vor den Bureaus der Douane meine Aufmerksamkeit auf sich. Einige hundert Matrosen widersetzten sich der Verhaftung eines ihrer Kameraden, bei welchem man einige Loth türkischen Tabaks gefunden hatte, und die Beamten hatten alle Mühe, die ungestüme Masse zu besänftigen.

Die Douanengesetze werden in Frankreich eben so streng gehandhabt als frech überschritten. Als Bei-

spiel mag folgende Thatsache angeführt werden, welche sich während meiner Anwesenheit in Toulon ereignete. Der Commandant eines Kriegsschiffes nahm an einem Diner Theil, bei welchem sich auch ein höherer Beamter des Douanenwesens eingefunden hatte, und der Letztere hatte der Wachsamkeit seiner Unterbeamten ein ehrenvolles Zeugniß gegeben, als der Schiffscommandant ihm lächelnd eine Wette antrug, auf deren Ausgang die Tischgesellschaft nicht wenig gespannt war. Der Seemann wollte nämlich binnen drei Tagen einen großen arabischen Teppich in die Stadt einschwärzen, und die strengsten Vorsichtsmaßregeln des Zollbeamten sollten an seiner Schlauheit scheitern. Je zuversichtlicher der Bureauchef in den ihm gemachten Vorschlag eingegangen war, um so erstaunter war er, als ihm sein Gegner noch vor Ablauf der bedungenen Frist den Teppich zu Füßen legte. Die List, deren sich der Schiffscommandant bei seinem allerdings schwierigen Vorhaben bedient hatte, verdient, ihrer Sonderbarkeit wegen, hier mitgetheilt zu werden. Am Bord eines in der Rhede vor Anker liegenden Kriegsschiffes wurde das bleiche Gesicht eines seit längerer Zeit am Wechselfieber leidenden Matrosen mit dem Blute eines

Huhnes, das zu diesem Zwecke geschlachtet worden war, dergestalt bemalt, daß der junge Acteur in der letzten Scene eines modernen französischen Schreckensdrama's füglich die Hauptrolle hätte improvisiren können. Auch die Matratze, auf welche er gelegt wurde, ward mit Blut befleckt, es fehlte nicht an einem Nothverband, und sechs kräftige Ruderer hatten das Boot, welches den scheinbar Ohnmächtigen trug, sehr bald an's Land geschafft. Wenn man nun gleich ganz nahe bei dem Bureau der Douane angelegt hatte, so waren doch die sonst überaus pünktlichen Zollaufseher zu feinfühlend, um einen Unglücklichen, der so eben vom Mastkorb auf das Verdeck des Schiffes herabgestürzt war, einer strengen Visitation zu unterziehen, und die ärztliche Hilfe, die dem armen Teufel im Spitale etwa noch werden konnte, dadurch zu verzögern. Daß die Wunden des Matrosen in der Wohnung seines Commandanten durch frisches Wasser sehr schnell geheilt, und der in der Matratze eingenähte Teppich eben so schnell zu Tage gefördert wurde, versteht sich von selbst. Der Bureauchef wird wohl seine verlorne Wette nicht ganz fruchtlos bezahlt haben.

5.

Algier.

Militairtransportschiffe. — Reisecomfort. — Die Piratenstadt. — Hôtel du Nord. — Colonisation. — Die Casbah. — Hinrichtungen. — Monsel. — Barbierstuben. — Kaffeehäuser. — Maurische Bäder. — Ein Negerfest. — Buffarik. — Die Colonisten. — Prohibitivsystem. — Arabische Dörfer. — Rückfahrt nach Europa. — Horace Vernet. — Lieutenant Bernhard.

Aufwühlt der Nord die grünen Meereswogen,
Daß ächzend sich die Fluth an Klippen bricht,
Ein Sieger, kommt der Sturmwind hergezogen,
Der mit dem kalten Meeresgotte ficht,
Und, aufgeschreckt aus seinem tiefsten Grunde,
Speit dieser Zorn aus tausendfachem Munde.

Ueber die Langwierigkeit meiner Seereise könnte ich mich für's erste nicht beklagen, denn im Angesichte des Hafens von Toulon, noch innerhalb der Rhede strandete das Dampfschiff „l'Acheron," auf dem ich mich erst vor wenigen Stunden mit meinem

kleinen Reisegepäcke eingefunden hatte. Die Strenge des französischen Marine-Reglements gebietet dem Kriegsschiffe, welches den Befehl zur Abfahrt erhalten hat, bei jedem Wetter, das die Abreise nicht geradezu unmöglich macht, zur bestiminten Stunde die Anker zu lichten, wenn nicht früher von der Admiralität der Gegenbefehl ertheilt worden ist. Sind die Stürme allzuheftig, so steht es dem Schiffe frei, in den nächsten Hafen zu flüchten, aber die Meldung, daß das Fahrzeug zur bestimmten Stunde ausgelaufen sei, muß bei der Admiralität erstattet werden. Da nun zwischen den französischen Häfen im Mittelmeere und Algerien noch keine regelmäßige Verbindung durch Packetbote oder Postschiffe existirt*), so ist die Einrichtung getroffen, daß die Civilpassagiere, die sich ohnehin nicht allzu zahlreich einfinden, gegen Entrichtung tarifmäßig festgesetzter Preise auf den regelmäßig allwöchentlich abgehenden Militairtransportschiffen aufgenommen werden müssen. In dieser Eigenschaft genoß ich den Vortheil, mit einer auserlesenen Gesellschaft von Offizieren und Militairbeamten zu stranden. Niemand trug hieran

*) Seither sind bessere Einrichtungen getroffen worden.

Schuld, als der heftige Nordwestwind, der ohne Rücksicht auf den Befehl, den wir erhalten hatten auszulaufen, die Backen so voll nahm, daß die Kraft der Räder nichts gegen ihn vermochte. Der Geschicklichkeit des Capitains verdankten wir es, daß das Schiff, die felsigen Stellen am Ufer meidend, an einem sehr einladenden, mit Sand wohl überdeckten Platze strandete, und mit dem Verluste des Bogspriet-Mastes wegkam, der beim Carambole mit einem Schiffe von imponirender Größe in Trümmer ging. Nun saßen wir für einige Tage fest, die nothwendig gewordenen Reparaturen ließen nicht an allzuschnelles Fortkommen denken, und ich konnte daher unbesorgt in das Boot eines gewandten Bateliers springen, der auf Speculation herangeschwommen war, und mich trotz der heftigen Brandung wohlbehalten an's Land brachte.

Erst am dritten Tage lichteten wir des Morgens die Anker, noch blies ein heftiger Nordwest, die See ging hohl, und wir tanzten lustig unserer Bestimmung zu. Die Seekrankheit hatte in wenigen Stunden das Anfangs sehr bevölkerte Verdeck gefegt, der Golf von Lyon ließ uns sein ganzes Ungestüm fühlen. Für die Offiziere und Beamten wurde im

mittleren Schiffsraum eine große Tafel servirt, gut zubereitete Speisen wurden an mir, der auf dem Verdecke saß, vorübergetragen und kamen meist unberührt wieder nach der Küche zurück, da fast Alles seekrank war. Ich hatte das Unglück mich sehr wohl zu befinden, der Speisenduft machte den Menschen in mir erwachen, und ich fing an über die Verhältnisse, in denen sich Civilpassagiere hier gewöhnlich bewegen, einige schüchterne Forschungen anzustellen. Die erste und natürlichste Erkundigung, die ich einzog, war die, obwohl außer mir noch andere sogenannte Civilpassagiere am Bord wären? Die beiden Herren dort, war die kurze Antwort des vorbeifliegenden Dieners. Ein Jude, und ein sehr schmuzig und zerlumpt aussehender Glücksritter waren die bezeichneten Personen — die schmerzliche Ahnung von dem mir bevorstehenden Comfort schlich zum ersten Male durch meine Seele, und ich hatte mich nicht getäuscht. Die Administration glaubt die unglücklichen Passagiere durch das allerdings wohlklingende Wort: „pour-voyeur" vor dem Hungertode zu schützen, doch scheint das Wesen, welches mit diesem vielversprechenden Titel ausgezeichnet wird, blos vorhanden zu sein, pour voir, wie die

Passagiere am Hungertuche nagen. Bis zu meiner Ankunft in Algier bestand meine Nahrung blos in ekelhaft zubereitetem, süßlichem Fleische, von zahmen Kaninchen, und in schlechtem Brot, dazu kam noch, daß der wackre Pourvoyeur sich so vollkommen vor mir rechtfertigte, daß ich meine gerechten Beschwerden unterdrücken mußte, um mich nicht an Unschuldigen zu reiben. Wie soll ich, sagte er, Provisionen machen, da die wenigen Passagiere, die sich etwa einfinden, nur aus zwei Klassen von Menschen zu bestehen pflegen, entweder: aus Leuten, die nichts zu beißen haben, und erst in Algier das Glück suchen wollen, oder aus solchen, welche die Zeit der Ueberfahrt dazu benutzen, um das auf dem Festland Genossene zu bereuen. Sie können mir glauben, Monsieur, ich habe viel guignon. Ist einmal Jemand comme il faut am Bord, so ist er gewiß von Anfang bis zu Ende seekrank; und sitzt einer gesund auf dem Verdeck, so führt er gewiß Provision in der Tasche. Nun folgte die Aufzählung einer Unzahl von köstlichen Speisen, mit denen der arme Pourvoyeur auf früheren Fahrten versehen gewesen, und die ihm alle unbenutzt verdorben waren; was ich dabei litt, kann nur der beurtheilen, der zu

Wasser gehungert hat; denn zu Land hungern ist keine Kunst.

Der zweite Tag unserer Reise beschenkte uns mit dem imposanten Schauspiele eines Seesturmes, der Blitzableiter mußte in's Meer gesenkt werden, die Wellen schlugen über's Verdeck, das in kurzer Zeit einen halben Schuh hoch mit Schloßen bedeckt war. Wir waren sehr zufrieden, als wir die balearischen Inseln im Rücken hatten, denn gerade als wir uns zwischen Majorca und Minorca befanden, hatte der Sturm am heftigsten gewüthet. Jedermann weiß, wie unwillkommen dem Seemann, während des Sturmes, die Nähe des Landes ist. Grobes Wetter und hohle See blieben uns bis nahe an Afrika's Küste treu, und erst als wir uns derselben auf acht bis zehn Seemeilen genähert hatten, veränderte sich die Scene wie durch geheimnißvollen Zauber, der Mond trat siegreich aus den Wolken hervor, die See glättete sich, als wäre sie mit Oel übergossen worden, und bald erblickten wir in der Ferne den Leuchtthurm von Algier, der, coquett blinzelnd, mit unserer Sehnsucht nach Laune zu spielen schien. Wenn es, wie man mich versichert hat, überraschend ist, im Morgenlichte zum ersten Male die Piraten-

stadt zu erblicken, so behaupte ich doch, daß die Ankunft in mondheller Nacht ihre eigenen unbeschreiblichen Reize hat. Das große schneeweiße steinerne Dreieck, das an die Berghöhen gelehnt ist, gleicht einem schimmernden Mährchen des Orients schwimmend im Glanze des Mondlichts in seinem eigentlichen geheimnißvollen Elemente. Wie eine Hieroglyphe ist das Delta von Schnee an Afrika's warme Küste hingemalt, es ist etwas Magisches, etwas Schauerliches in diesem Dreiecke von Stein.

Ein lauer Landwind blies entgegen, auf dem Verdeck war Alles geschäftig, der Capitän hatte seine Commandobrücke betreten, nur ich saß wie träumend da. Ein Piratenschiff sah ich im Geiste, reich beladen mit Schätzen, Verbrechern und Sclaven neben uns dem Hafen zusteuern, und ich dachte des bleichen Cervantes, und unser Hauptmast schien mir die abenteuerliche Don Quixote-Lanze, und die geblähten Segel gemahnten mich wie der runde Bauch des ehrlichen Sancho Panza. Da flogen plötzlich schimmernde Lichter, wie Sterne, an den Masten hinauf, es waren die Signalfeuer, und ein betäubender Kanonenschuß, der dicht neben mir auf dem Verdecke fiel, weckte mich unsanft aus

meinen Träumen. Der Pilote kletterte auf unser Verdeck, bald hatten wir im engen Hafenraume die Anker geworfen, ich war in Algier.

Die Ungemächlichkeiten der Reise waren vergessen, ich stand ja auf afrikanischem Boden, gewürziger Duft drang mir in die Nase; woher er kam, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß mir dieser Geruch neu war, und daß ich an die Mährchen der Tausend und eine Nacht dachte. Es war halb zwölf Uhr, Alles lag im tiefen Schlafe, als ich mit klopfendem Herzen in die Stadt eintrat, die Häuser warfen dunkle, traurige Schatten, und vom Hafen her drangen durch die schweigende Nacht die fremdartigen Laute eines arabischen Zweigespräches an mein Ohr. Das Hôtel du Nord nahm mich in seine schützende Arme; ein eleganter, gemächlicher Gasthof im französischen Geschmacke eingerichtet, und in Algier, in der Stadt, die füglich der classische Boden der Seeverbrechen genannt werden kann! Madame Pichard, die freundliche Wirthin, eine lebhafte, sehr liebenswürdige Pariserin war noch im Hause geschäftig, sie sprach von gesalzten Fischen, Galantine, kaltem Braten und andern herrlichen Dingen, sie wahr sehr geistreich und mochte in mei-

nen Augen gelesen haben. Eine Flasche guten französischen Weines hatte bald die Erinnerung an Seegefahr und Kaninchenfleisch, an Sturm und Pourvoyeur weggeschwemmt. Mein Schlafgemach war einladend, der Mond nahm sein nächtliches Seebad vor meinem Fenster, und mit den Gefühlen, die ein ehrlicher Deutscher nothwendig hegen muß, der sich gleichsam unerwartet in Afrika plötzlich in einem französischen Bette findet — löscht' ich mein Licht aus.

Erklärlich war die Neugierde, die mich schon sehr früh aus dem Bette trieb. Der Nachen eines algierischen Juden trug mich die Rhede entlang, als die Sonne aufging. Unbeschreiblich reizend ist der Anblick von Algier beim Sonnenaufgang; mohammedanische Frömmigkeit scheint die Stadt nach Morgen hin gekehrt zu haben, und wie ein betender Marabut im weißen Talare scheint sich der große schneeige Steinhaufe vor der aufgehenden Sonne zu neigen. Als die Stadt aus ihrem nächtlichen Schlummer erwacht war, kündigte sich das rege Leben und Treiben des Tages durch betäubendes Geschrei und Geklapper an. Interessant und überraschend ist gewiß für jeden Fremden der Hauptplatz.

Ich wandelte erstaunt, schwindelnd, fast berauscht zwischen den verschiedenen Menschenracen herum, die den Hauptplatz belebten, fast hätte mich die Freiheit, mit der sich dort der Neger von Tombuctu mitten unter Franzosen, Mauren, Spaniern, Juden, Italienern und Beduinen bewegte, gerührt, wenn mich nicht die Fußtritte, welche nicht schnell genug ausweichende Eingeborne von französischen Offizieren erhielten, wieder nüchtern gemacht hätten. Man könnte den Hauptplatz ein Werk der Franzosen nennen, wenn er bis jetzt viel mehr als Schutt wäre. Die Franzosen scheinen überhaupt im Niederreißen eifriger gewesen zu sein, als im Aufbauen, eine Betrachtung, die dadurch besonders traurig wird, daß die Besitzer von derlei verurtheilten Gebäuden noch immer nicht entschädigt worden sind. Muß es für den unglücklichen Eingebornen, den ein solches Loos traf, nicht schrecklich sein, seit so vielen Jahren auf dem Schutte seines einstmaligen Hauses zu betteln, ohne daß es den Zerstörern seines Wohlstandes während dieser langen Frist auch nur eingefallen wäre, den Grabhügel seines Glückes für sich nutzbringend zu machen, geschweige denn, ihn zu entschädigen. Der Franzose ist Patriot, aber nicht

Philanthrop, er hat alle Eigenschaften zum Welteroberer, aber sehr wenige zum Weltbürger. Wie der wandernde Zimmermann sein Ellenmaß, so trägt der französische Soldat, wenn er auf fremdem Boden marschirt, seine „patrie" oder wenigstens seinen Geburtsort, seine letzte Garnison rc. im Tornister mit, und bemißt darnach die Welt.

Kein Wunder also, wenn dergestalt organisirte Köpfe in den besiegten Arabern nur Thiere sahen, die man par force dressiren müsse, wenn sie trotz dieser Verachtung dennoch das Municipalsystem einführen und in Algier Pariser Polizei handhaben wollten, wenn sie alle administrativen Einrichtungen eiligst über den Haufen werfen, ohne sie durch neue, zweckmäßigere zu ersetzen. Kein Wunder, wenn sie nach so langem Besitze noch keine gegründete Hoffnung zur Colonisation errungen haben, und wenn sie den Eingebornen in diesem Augenblicke noch ebenso ferne stehen, als an jenem denkwürdigen Tage, da ihre neugierigen und staunenden Blicke zuerst in die engen Gassen von Algier, in die lichten Galerien und schätzebergenden Schlupfwinkel der Casbah drangen. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß zwischen den Halmen der Freiheit der

Materialismus als Unkraut wächst, und daß man den Franzosen nicht genug rathen könne, an Ausjätung dieses Kräutleins zu denken. Der Materialismus kann für Frankreich die gefährlichste Epidemie werden, und der Umstand, daß nun die meisten Männer, die Einfluß haben, demselben entweder wirklich huldigen, oder doch zu huldigen scheinen, ist wahrhaft betrübend. Nie ist etwas Großes, etwas überraschend Neues ohne jene Gläubigkeit des Herzens, ohne jenen Aufschwung entstanden, den die Berechnungsmänner mit dem Worte „Romantik" bezeichnen, der aber in der Religion seine goldene Wiege hat.

„Der Materialismus," (sagt Pelissier, der geistreiche Verfasser der „annales algériennes" dessen persönliche Bekanntschaft ich in Algier machte), „der Materialismus ist der wahre Tod der Gesellschaften." Darum werden auch die Männer der Berechnung mit ihren besten Calculs die Colonisation in Nordafrika nicht vorwärts bringen. Intelligenz und Macht sind allerdings zwei Factoren, die ein bedeutendes Uebergewicht in die Wagschale legen; aber sie genügen nicht zur Colonisation, wenn sie nicht von jenem eigenthümlichen Colonisationstalente, von

jenem edlen Instincte gebraucht werden, den die französischen Berechnungsmänner zu den Illusionen zählen, und den, sonderbar genug, die kaltblütigen Engländer in so hohem Grade besitzen. Ich bin überzeugt, daß die Engländer in acht Monaten mehr gethan haben würden, als die Franzosen in acht Jahren. Pelissier, ein ebenso gewissenhafter Forscher, als freimüthiger Schriftsteller, sieht in der Religion ein Annäherungsmittel, er meint, es würde nicht schwer sein, den Araber zu überzeugen, daß die Christen, vermöge ihrer Religion, sich in einem brüderlichen Verhältnisse zu den Muselmännern befinden. Er beruft sich auf den Koran, der Jesum Christum den ersten Propheten nennt, der ihm die Gabe der Wunderthätigkeit beilegt, eine Gabe, die er selbst Mahomet nicht zugesteht, der seine Geburt mit Wundern umgibt, und der endlich den Jüngern Christi und den Schülern Mahomet's ein brüderliches Verhältniß einräumt. Pelissier citirt hierbei mehrere Stellen aus dem Koran. Ich meines Theils halte gewissenhafte und schnelle Entschädigung aller derer, welche für die Zwecke der Eroberer Verluste machen mußten, für wesentlich, und wenn die Militaircolonisation,

für welche ich mich in meinen häufigen Zusammenkünften mit französischen Offizieren und Beamten aussprach, auch wenig Freunde zu zählen schien, so kann ich doch diese Meinung um so weniger aufgeben, als spätere Ereignisse die Richtigkeit derselben darzuthun schienen.

Die Gassen von Algier sind so eng, daß sich die durch schräge Balken gestützten Fenstererker der gegenüber stehenden Häuser zu küssen scheinen. Man geht beständig unter einer Art phantastischer unregelmäßiger Hallen, die, durch die Erker gebildet, oft so niedrig sind, daß man sich bücken muß, um nicht mit dem Kopfe anzustoßen. Zwei einander Begegnende müssen oft den Leib verdrehen, um sich auszuweichen. Alles an dieser Stadt, sei es Holz oder Stein, ist weiß übertüncht; es sieht aus, als hätte man eine riesenmäßige Tonne Kalks über der Stadt ausgegossen, es ist Alles gleichsam aus einem Gusse weiß. Die Dächer sind durch Terrassen ersetzt, auf denen man sich ergehen kann, wenn man den Brustkorb erweitern will, nur die Moscheen haben gewölbte, halbkugelförmige Dächer. Doch sind auch diese ganz weiß. Eine Hauptcharakteristik der algier'schen Häuser ist Gemächlichkeit, ja Pracht

im Innern und Unansehnlichkeit von Außen. Da die Häuser meistens nicht hoch sind, und die engen Straßen kein Urtheil über die Länge der Gebäude zulassen, so staunt man oft, durch eine unansehnliche Thür in ein noch unansehnlicheres Haus tretend, so viel Geräumigkeit und Gemächlichkeit im Innern zu finden. Die Hauptzierde eines algier'schen Wohngebäudes ist der Hof, der mit Säulen verziert, mit Marmor gepflastert, durch Eleganz und Sorgfalt sich sogleich als den Lieblingsaufenthalt der Bewohner ankündigt. In vielen Häusern hat man derlei Höfe, indem man sie oben deckte, zu herrlichen Sälen umgestaltet. Man würde sich in den vielen engen, gekrümmten, unregelmäßigen Straßen der Stadt leicht verirren, wenn man nicht einen sichern Führer hätte. Dieser Führer ist der Abhang. Will man nach der Casbah gelangen, so darf man nur immer aufwärts gehen, sucht man den untern Theil der Stadt zu gewinnen, so gehe man nur immer bergab, es führen alle Wege nach Rom. Die Hauptstraße war und ist noch die Straße, welche das Thor Bab-el-Oued, verbindet. Die Franzosen haben eine andere Hauptstraße durchgebrochen, welche vom Hafen nach dem jetzt bestehen-

den Hauptplatze führt, und „Rue de la Marine" heißt. Sie ist die schönste, und wird noch schöner sein, wenn die mit Säulen verzierte Façade der Moschee einst vollendet sein wird. In dieser Straße befindet sich auch das Hôtel der liebenswürdigen Madame Pichard; französische Kaufleute haben in derselben ihre Magazine eröffnet, ein elegantes Kaffeehaus, ein gutes Bad, kurz alle Bequemlichkeiten sind hier vereinigt. Mehrere reiche Juden bauen auf einem Steinhaufen, den die Franzosen mit dem Namen „Place du Gouvernement" bezeichnen, ein geräumiges Haus, das zu Gewölben und Kaufmannsläden bestimmt sein soll. Der merkwürdigste Theil der Stadt ist die Casbah (auch Casabah), die Feste, in die sich der Dey, wenn ihm Gefahr drohte, zurückzog, und in welcher er sich von der unteren Stadt absperren konnte. Oft mußte der Dey dort Schutz gegen Empörer, besonders gegen seine Janitscharen suchen. Auch der letzte Dey bewohnte die Casbah, und man zeigte mir die Galerie, in der jener verhängnißvolle Schlag mit dem Fächer gegeben worden war, der dem allzufrechen Hussein-Dey seine politische Existenz kostete. Merkwürdig sind die kellerartigen Schlupfwinkel, worin die

Schätze verborgen waren, so wie die Gemächer, welche durch die Weiber des Dey und durch dessen Sclaven bewohnt wurden.

Die Casbah hat die Form eines Dreiecks, wie die ganze Stadt, deren oberste Spitze sie bildet. In diesem obersten Theile der Stadt befinden sich noch zwei Thore, die in's Freie führen: das neue Thor, und das Thor der Casbah. Neben dem letzteren sieht man beim Austritte links einen ziemlich großen viereckigen Graben, der, wie man mir erzählt, beim Einmarsche der Franzosen mit Köpfen angefüllt war. Das Bureau, das Hussein-Dey errichtet hatte, und worin jeder Kopf eines Franzosen baar bezahlt wurde, befand sich jedoch in der Vorstadt Bab-Azun. Ueberhaupt scheint diese Vorstadt zu blutigen Scenen bestimmt gewesen zu sein, da oberhalb des Thores Bab-Azun, als die Franzosen nach Algier kamen, noch große eiserne Haken sichtbar waren, woran die Köpfe der Enthaupteten zur Schau ausgestellt wurden. Auch sah man zur Zeit der Dey's dort nicht selten Gehenkte.

Noch jetzt ist der Richtplatz vor dem Thore Bab-Azun, und während meiner Anwesenheit wurde ein Beduine, der einen Colonisten ermordet hatte, nach

Landesart dort abgethan. Nichts kann an Scheußlichkeit diese Scene übertreffen. Ein kleines hölzernes Schaffot war mitten auf dem mit Gras bewachsenen Platze, der zugleich ein Marktplatz der Araber ist, errichtet. Der Unglückliche wurde von einer Militairescorte begleitet, über den Hauptplatz nach dem Hinrichtungsplatze geführt, eine Masse von Eingebornen wälzte sich neben dem Zuge her, und die Gebete, welche ein Araber, wahrscheinlich ein Diener der Moschee, vor dem Verbrecher einherschreitend, mit kreischender Stimme gen Himmel schrie, erfüllten die Luft mit herzzerreißenden Tönen, die eher Flüchen als Gebeten glichen. Auf dem Richtplatze mußte sich der Delinquent auf den Boden niedersetzen, und sein Urtheil wurde ihm nochmals in der Landessprache vorgelesen. Die Kniee des Unglücklichen schlotterten, und nur mit Mühe erstieg er die drei verhängnißvollen Stufen, von denen er nicht mehr herabsteigen sollte. Der Scharfrichter hieß ihn niederknieen, und stellte sich mit seinem Schwerte (Yatagan) hinter ihm. Nachdem der arme Sünder, den Kopf halb wendend, einen ängstlichen Blick hinter sich geworfen hatte, benutzte der Scharfrichter den nächsten Augenblick, in wel-

chem er sich von ihm ungesehen glaubte, um ihm den tödtlichen Streich, der jedoch mehr einem Schnitte als einem Hiebe glich, zu versetzen. Der Knieende fiel um, ein Strom von Blut quoll aus dem halb abgeschnittenen Halse, und der Scharfrichter, ein Knie auf den zuckenden Leib setzend, versuchte mit seinem Yatagan den Kopf vollends abzusägen. Das Messer hatte sich gebogen, er mußte vom Schaffote herabsteigen, um es wieder zurecht zu machen, und während der Zwischenzeit von ungefähr einer Minute sah man den blutigen Körper mit dem halb abgeschnittenen Kopfe sich auf dem Schaffote winden. Endlich stieg der Gräßliche wieder hinauf und vollendete sein blutiges Werk. Eine halbe Stunde nach dieser Mordscene waren Gerüst und Leichnam verschwunden, eine Lache Blutes am Rasen bezeichnete den Schreckensplatz, und die müßigen Beduinen lagerten sich rauchend ganz nahe rund umher, als sei nichts vorgefallen.

In der ersten Zeit nach der Invasion der Franzosen war man genöthigt, oft noch viel gräßlichere Executionen anzusehen, da man es für nöthig gehalten hatte, an den blutigen Einrichtungen des Landes nichts zu ändern, ob man gleich in den admini=

strativen Maßregeln dieses gewissenhaft conservative System nicht für zweckmäßig gehalten hatte. Man sah in jener Zeit auf dem Hauptplatze einmal einen Menschen mit etwa fünfzehn Schwertstreichen langsam hinrichten. Die Franzosen nannten diese Strafe mit Recht le talion, jus talionis, die arabische Benennung des Schaugerichtes ist mir entfallen. Der Verbrecher wurde damals, wie man mir erzählte, an einen Pfahl gebunden, und mit satanischer Berechnung abgethan. Das Gesetz verlangte nämlich, daß der Unglückliche ebenso viel Streiche bekomme, als er seinem Opfer beigebracht hatte, und Lykurg's Grundsatz „Gleiches mit Gleichem," ward gewissenhaft befolgt. Auch das Abhacken der Hand, als Strafe des Diebstahls mit Einbruch, wurde von den Franzosen als Landessitte heilig gehalten. Man hackte dem Verbrecher mit dem Yatagan die Hand ab, brannte die Wunde mit glühendem Eisen, legte einen flüchtigen Verband an, und zwang das unglückliche Schlachtopfer, im Triumphe durch die Stadt zu ziehen. Während man dieses grausame Verfahren beibehielt, nahm man nicht Anstand, alle administrativen Maßregeln sogleich über den Haufen zu werfen, ohne sie durch bessere zu ersetzen.

Zum Glücke wurde später in der Strafjustiz einige Abänderung getroffen, und man sieht jetzt nur noch die Enthauptung mit dem Yatagan. Die Eingebornen werden in Criminalfällen durch eine Militaircommission gerichtet. Jussuf-Bey, der bekanntlich bestimmt gewesen war, die Regierung von Constantine zu übernehmen, und der später in einer Art Verbannung in Paris lebte, war unter dem Vorwande einer begangenen gesetzwidrigen Grausamkeit abgesetzt und nach Frankreich geschickt worden, was recht schön wäre, wenn man nicht wohl wüßte, daß Jussuf eine Creatur des Marschall Clauzel's, und dies die eigentliche Ursache der Ungnade gewesen sei. Wie wenig Gewicht man auf die genaue Beobachtung gesetzlicher Formen legte, zeigt ein Fall, der sich bei der zweiten Expedition nach Constantine ereignete. Ein Araber, der dabei ertappt worden war, als er Leichen von Franzosen ausgrub und ihnen die Köpfe abschnitt, um sie an Achmet-Bey zu verkaufen, ward vor den General Bernel gebracht, und dieser drehte mit Unwillen den Rücken, indem er rief: „Ich will ihn nicht sehen!" Das war das Signal für die Escorte des Leichenräubers, um denselben bei Seite zu führen und ihm zweihun-

dert Stockstreiche zu appliciren. Nach diesem präliminarischen Verfahren wurde er in's Gefängniß geschickt, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Auch der berüchtigte Monsel, der vierzehn Tage vor meiner Ankunft in Algier erschossen worden war, soll vor seiner Verurtheilung zum Tode eine bedeutende Dosis von Prügeln bekommen haben. Seine Geschichte ist folgende:

Von guter Familie, war er, seines schlechten Lebenswandels wegen, mehrmals vom Grade eines Sergeanten entsetzt worden, und kam endlich in das Corps der regelmäßigen Spahis. Da er sich dort nicht viel besser betrug als in seinen früheren Dienstverhältnissen, ward er von Kameraden und Vorgesetzten mit Geringschätzung behandelt, und desertirte endlich, um, wie er später angab, der schlechten Behandlung zu entgehen, die er zu erdulden hatte. Es gelang ihm zu Abd-el-Kader zu kommen, und da er bald die arabische Sprache erlernt hatte, von der er schon bei den Spahis Begriffe erhalten, soll er von diesem bei mehreren Sendungen, unter andern bei einer solchen nach Marokko gebraucht worden sein. Abd-el-Kader legte einigen Werth auf Monsel's Gewandtheit und Unerschrockenheit.

Bei Gelegenheit eines kleinen Scharmützels, das zwischen einer Abtheilung Spahis und einer Horde Araber, die diese angefallen hatten, stattfand, wurde der Offizier, welcher die Ersteren führte, und früher Monsel's Vorgesetzter gewesen war, getödtet. Ob er von der Hand Monsel's gefallen, ist nicht erwiesen, wenn es gleich dieser in seinem Verhöre selbst behauptete und vorgab, der Offizier habe ihn oft mißhandelt, und die Gelegenheit sich an ihm zu rächen, sei ihm willkommen gewesen. Gewiß ist's, daß Monsel nach dem Scharmützel vom Pferde gestiegen war, und mit seinem Dolche auf den Rücken des Leichnams die Worte: „Monsel, 1837" eingegraben hatte. Diese schändliche Handlung hatte natürlich allgemeine Empörung erregt, und zu Monsel's Gefangennehmung wurden insgeheim Anstalten getroffen. Endlich bot sich dazu die Gelegenheit dar; Monsel wurde auf einen Marktplatz gelockt und von den Arabern ausgeliefert, erhielt, wie man mir erzählte, sogleich auf Befehl eines Offiziers zweihundert Stockstreiche auf die Fußsohlen, und wurde endlich durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Er soll übrigens bei andern Gelegenheiten Proben von Kühnheit und

besserer Gesinnung abgelegt haben. Er hatte in Frankreich einem Menschen, der in's Wasser gefallen war, das Leben gerettet, und dafür eine Medaille erhalten, auch hatte er einer Frau, die in die Hände der Araber gefallen war, durch seine Vermittlung das Leben erhalten.

Ich komme auf die Physiognomie und das organische Leben der Stadt Algier zurück. Zu den charakteristischen Genre-Bildern derselben gehören unstreitig die Barbierstuben, die Hauptpunkte für das Volksleben bilden. Sie sind wie die Kaffeehäuser und Kaufläden einige Schuhe über das Niveau der Straße erhoben, so daß der Boden einer solchen Stube dem Podium unserer Theater nicht unähnlich ist. Rechts und links zieht sich eine Bank längs der Wand hin, auf der die zu Barbierenden Platz nehmen. Schon der Umstand, daß es sich bei den Bewohnern Algiers um das Scheeren des ganzen Kopfes handelt, macht es begreiflich, daß die Function des Barbierens dort mehr Wichtigkeit hat, als bei uns; wenn uns der Bartkünstler mit der Flüchtigkeit eines Taschenspielers einige Stadtneuigkeiten in die Ohren zaubert, so genügt dies dem Barbier Algiers nicht, denn er hat sein Opfer viel länger

zu beschäftigen. Aber auch der, welcher nur seines Bartes quitt werden will, hat wenigstens zwanzig Minuten zu thun, und Kenner wollen behaupten, daß es ein eigener, unvergleichlicher Genuß sei, sich von einem maurischen Barbier bedienen zu lassen. Nicht die Hände allein, auch die Kniee des Bartkünstlers sind bei der Operation geschäftig, und wenn dies etwa die angenehme Beigabe sein soll, so muß ich bekennen, daß ich den Geschmack der Mehrzahl nicht theile. Die Barbierstuben sind ein Erholungsplatz für die Eingebornen, was mir sehr begreiflich scheint, da sie dort gemächlich und gemüthlich die Neuigkeiten des Tages besprechen; ich für meinen Theil war einmal dort, und kehrte reuig in den Schooß der allein selig machenden Barbiere Europa's zurück.

Die Kaffeehäuser der Mauren sind, wie ihr Kaffee, von den unserigen wesentlich verschieden; beide sehen sehr trübe aus. Sie unterscheiden sich von den Kaufläden nur dadurch, daß sie eine Eingangsthür haben wie die Barbierstuben, und ihre Muster sah ich in den Dörfern (Duars) der Araber. Wie in jenen ebenso leicht errichteten als zerstörten Wohnungen sieht man in den Kaffeehäusern Algiers längs den

Wänden Rohrdecken oder Teppiche ausgebreitet, auf denen die Gäste mit gekreuzten Füßen nach Landessitte Platz nehmen; kein Wort wird gewechselt, kein Laut wird vernommen, Alles sitzt schweigend in contemplative Ruhe versenkt herum, nur der Diener des Wirthes füllt auf den Wink der Gäste die Tassen mit dem Lieblingsgetränke der Araber. Ueber die Echtheit des Kaffees, welcher gereicht wird, ist der Bewohner Algiers beruhigter als wir es gewöhnlich in unsern Kaffeehäusern sind, da die Küche im Zimmer ist, dessen Hintergrund sie gewöhnlich bildet, der Kaffee also vor den Augen der Gäste bereitet wird. Die Flamme des Herdes wirft ein flackerndes magisches Licht auf das ausdrucksvolle bärtige Gesicht des Wirthes, und gewöhnlich auf zwei bis drei nicht minder malerische Gestalten, die im kleinen Gemache die willkommensten Gäste zu sein scheinen. Der eine dieser Gerngesehenen klimpert auf einer verstimmten Mandoline, der andere schlägt mit der Faust auf eine Art Tambourin, und Beide oder ein Dritter, summen halblaut ein einförmiges, immer wiederkehrendes arabisches Lied, das der einschläfernden Wirkung halber dem Plätschern des Springbrunnens verglichen werden könnte, wenn es

ebenso wohlklingend und sanft wäre. Alles, was man in einem maurischen Kaffeehause sieht und hört, zeigt deutlich, daß die Hauptvergnügung eines Arabers im gemächlichen Nichtsthun, in einem ungestörten Ausruhen besteht. Ich muß glauben, daß diese Art Unterhaltung etwas Ansteckendes habe; denn als ich auf dem Teppich Platz genommen, meinen Kaffee zu schlürfen und meine lange Pfeife zu schmauchen begonnen hatte, konnte ich mich sobald nicht entschließen, weiter zu gehen; ich glaube, ich war über zwei Stunden dort auf einen Fleck hingekauert, und auch der gestoßene, trübe, maurische Kaffee fing an mir zu behagen, und auch die eintönige arabische Musik fing an mir wie ein Bedürfniß vorzukommen. Manchmal sieht man den Sänger mit einem halben Lächeln, das jedoch nicht marquirt genug ist, um den Mundwinkeln einige Unbequemlichkeit zu verursachen, nach einer Ecke des Zimmers hinsehen; es ist der Platz, den ein ausgezeichneter Gast, ein Mäcen des Hauses einnimmt. Das Lächeln wird von diesem alsobald, jedoch mit derselben Trägheit erwidert, denn dieses einverständliche Begegnen der Blicke bezeichnet eine besonders beliebte, vielleicht sogar etwas schlüpfrige Stelle

des Liedes. Doch schreitet die Einförmigkeit der Melodie auch über eine derlei Schlüpfrigkeit versöhnend und verwischend hinweg, so daß es kaum denkbar scheint, es sei für die guten Sitten irgend ein Nachtheil zu befürchten, was um so gewisser ist, als die Gesichter der übrigen Gäste ihre steinerne Gleichgültigkeit behaupten. Nur einzelne lauernde Blicke, die sogleich in ihr Geleise zurückkehren, wenn sie den meinen begegneten, sah ich von Zeit zu Zeit auf mich fallen; ich lobte mit ausdrucksvoller Pantomime die Güte des Kaffees, machte auch rücksichtlich der Musik einige beifällige Bemerkungen, die, wie ich deutlich sah, von einem jungen Mauren verstanden und mit halblauter Stimme seinen Nachbarn verdolmetscht wurden, und ich irre gewiß nicht, wenn ich in den Zügen der Stammgäste eine gewisse zuversichtliche Zufriedenheit bemerkt zu haben glaube. Der genannte Mäcen bewirthete mich mit Kaffee, den ich natürlich nicht ausschlagen konnte, da bekanntlich der Araber eine abschlägige Antwort in ähnlichen Fällen sehr übel nimmt, und seinem Beispiele folgte sogleich ein anderer Gast. Ich hätte wahrscheinlich ein halbes Dutzend Schalen maurischen Kaffee's aus Artigkeit verschlingen müssen,

wenn ich nicht bei der zweiten Offerte nach der Uhr gesehen, die gebotene Schale stehend geschlürft und sogleich die Fluth ergriffen hätte.

Wenn die Kaffeehäuser in Algier höchst eigenthümlich, und von denen in Europa ganz verschieden sind, so läßt sich dies wohl mit demselben Rechte von den maurischen Badeanstalten behaupten. Man zeigte mir auf einem kleinen Platze, unweit des Gebäudes, das der Gouverneur bewohnt, die Eingangsthür in ein maurisches Bad, das beste der Stadt. Ich entschloß mich sogleich ein Bad zu nehmen, um einen Begriff dieses Genusses mit mir nach Europa zu tragen, und da mein Begleiter, Capitain O. sich bereit erklärte, mir dabei Gesellschaft zu leisten, waren wir bald im Innern der maurischen Badeanstalt. In einem nur spärlich erleuchteten, ziemlich geräumigen Vorplatze lagen sechs bis acht halb nackte Mauren, größtentheils junge Leute oder Knaben auf einer Art erhöhter Balustrade an der Wand. Im Hintergrunde befand sich ein erhöhter Alkoven, der so finster war, daß man über dessen Bestimmung im Ungewissen blieb. Später überzeugte ich mich, daß dort die Teppiche bereit liegen, auf denen man nach dem Bade ruht. Nun traten

wir in eine zweite, ebenso geräumige Halle, aus der uns unerträgliche Hitze und Dampf gar bald vertrieben. In der Mitte derselben ist ein großer Herd angebracht, auf welchem die Wäsche gewärmt wird. Die Heizung ist unter dem mit Marmor gepflasterten Boden angebracht, und dieser wird fast unausgesetzt mit Wasser begossen, so daß der Dampf sich immer erneuert. An dies Gemach stoßen noch zwei kleinere, welche auf dieselbe Weise geheizt sind. Durch das, was wir bisher gesehen, wenig erbaut, hätten wir es vielleicht vorgezogen von dem voreilig ausgesprochenen Entschlusse abzustehen, wenn wir uns nicht Einer vor dem Andern solchen Rücktrittes geschämt hätten. Wir gaben uns also in die Gewalt der maurischen Badejungen, und ich will mit wenig Worten das Genußleiden schildern, nach dessen Wiederholung uns wahrlich nicht gelüstet hat:

Man tritt ganz nackt in den erhitzten Raum, und wenige Augenblicke genügen, um den ganzen Körper in so heftige Transpiration zu versetzen, daß er vom Schweiße trieft. Der Einladung, sich der Länge nach auf dem warmen Marmor-Boden auszustrecken, muß man Folge leisten, will man sich vor den Badedienern nicht lächerlich machen. Wir

wollten keine Blöße geben, die nicht schon durch die Badetoilette bedingt wäre, und ließen daher mit scheinbarem Gleichmuth das Unabwendbare über über uns ergehen. Ein kleiner Polster wird unter das Haupt geschoben, und der maurische Knabe bemächtigt sich nun seines Opfers mit einer Ungezwungenheit und Sicherheit, die ich erschreckend nennen möchte. Der ganze Körper wird wie Teig geknetet, alle Glieder werden gedehnt und gezogen, daß sie krachen, dazwischen wird auf den Muskeln mit der flachen Hand geplätschert, wie etwa auf der Oberfläche des Wassers. Ein unbeschreiblich ängstliches Gefühl bemächtigte sich meiner, mir war, als sei ich in die Gewalt eines grausamen, üppigen Feindes gegeben, der den Augenblick nicht erwarten kann, in welchem er seiner Grausamkeit freien Lauf lassen wird. Der maurische Badejunge spielt mit dem Badenden, wie die Katze mit der Maus. Ist die Operation des Knetens (masser) überstanden, so hat man ziemlich heftige Bürstungen mit einer Art Striegel von Kameelhaaren auszuhalten, bei welchen auch das oben erwähnte Plätschern mit der flachen Hand nicht fehlt. Diese immer wiederkehrenden Schläge erinnerten mich an den Appel, wel-

chen der Fechter mit dem Fuße zu geben pflegt, wenn er sich im Assaut zeigt. Der gehörig Geknetete und Gebürstete steht nun vom Boden auf, und wird mit warmem Wasser übergossen, ja über die Haare wird noch zum Ueberflusse ein Fläschchen wohlriechender Essenz geschüttet. Ist dies Alles glücklich überstanden, so geht's an die eigenthümliche Toilette, die für die Siesta gemacht wird. Mit besonderer Gewandtheit wissen die Badejungen den triefenden Leib dergestalt mit Leintüchern zu drapiren, daß man sich in wenigen Secunden in eine Art orientalischer Tracht versetzt sieht, bei welcher auch der Turban nicht fehlt. Nun wird man von dem früher erwähnten Alkoven aufgenommen, dem gekneteten, gebürsteten, begossenen, parfümirten und drapirten Leichname wird seine Ruhestätte angewiesen, und er bedarf wohl einer ganzen Stunde, um vollends auszudünsten. Während dieser Zeit wird man mit guter Limonade, und einer langen türkischen Pfeife bedient. Das ganze Genußleiden, vom Kneten bis inclusive Tabakrauchen, kostet nicht mehr als einen Frank. Die Badeanstalt ist von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends ausschließlich den Weibern geöffnet und von da an bis zum andern Morgen den Männern. Nach

dieser Bestimmung richtet sich natürlich auch das Geschlecht der Badediener, und mit dem Schlage 8 Uhr werden die Maurinnen und Negerinnen durch die Knaben und Jünglinge abgelöset. Die Eingebornen Algier's gehen indessen selten vor 10 Uhr in's Bad, da sie sich unmittelbar nach diesem der Nachtruhe zu überlassen pflegen. Die Zeit zwischen 8 und 10 wird daher nicht selten von Weibern benutzt, welche sich über die Geschlechtsverschiedenheit der sie knetenden und bürstenden Badediener heldenmüthig hinaussetzen. Ich selbst war einst zufällig Zeuge davon, wie zwei junge, sehr hübsche Spanierinnen sich unter Kichern und Lachen von den maurischen Jünglingen kneten ließen. Daß sie dabei splitternackt waren, versteht sich von selbst.

Ein Fest, welches die Neger von Tombuctu, deren es in Algerien, besonders in der Provinz Oran, sehr viele gibt, im Frühling, ungefähr im halben März zu feiern pflegen, verdient, seiner Sonderbarkeit wegen, erwähnt zu werden. Gewöhnlich vereinigen sich mehrere Familien, um die Frühlingsfeier zu begehen, die durch Fasten vorbereitet ward. Ist nun der festliche Tag herangekommen, so wird in einem Hofraum ein großes Feuer angezündet, und

die Männer tanzen um dasselbe nach dem Takt des Tambourins, und einer Art metallner Castagnetten, von denen Jeder ein Paar in seiner Hand hat. Einige singen Lieder, die durch ihren traurigen, klagenden Charakter zu den bewegten Tänzen einen höchst sonderbaren Contrast bilden. Die Weiber sind von der Feierlichkeit ausgeschlossen. Beim Einbruch der Nacht entfernt sich einer der Neger, und kehrt bald darauf mit einem weißen Hahn zurück, der zum Opferthier bestimmt ist. Nun bilden alle Neger einen Kreis um das Feuer, der Hahn wird freigelassen, und der das Glück hat, ihn zu fahen, wird dadurch zum Opferpriester. Er schneidet dem Hahn sogleich den Kopf ab, und befeuchtet mit dessen Blute alle Anwesenden, die nichts Eiligeres zu thun haben, als sich die Stirne damit zu färben. Die Eingeweide des Thieres werden in's Feuer geworfen, und bis die Flamme sie verzehrt hat, herrscht tiefe Stille in der Versammlung. Jetzt werfen sich Alle, gegen das Feuer gewendet, mit dem Gesichte auf den Boden, und der Opferpriester besprengt sie mit einer Flüssigkeit, die wohl noch weniger appetitlich ist, als das Blut des Hahnes. Ist diese Ceremonie vorüber, so springen Alle auf

einmal in die Höhe, die Tänze erneuern sich, und werden von einem fürchterlichen Geschrei begleitet; auch kommt ein Weib, den Hahn zu holen, und alle Kinder werden um das Feuer versammelt, um die Tänze der Männer durch ihr kreischendes Freudengeschrei zu verherrlichen. Endlich erscheinen die Weiber in corpore, mit Schüsseln von Cus—Cus, dem Lieblingsgerichte der Neger, welches aus Mehl und den in der Sonne getrockneten Eingeweiden der Schafe besteht, jede Familie versammelt sich um ihre Schüssel, und die Tänze und Gesänge dauern fort bis zum ersten Strahl des Morgens.

Ein Reisegefährte, Oberst D., dessen Bekanntschaft ich bei der Einschiffung in Toulon gemacht, und erst in Algier, gleichsam wie nach einer Trennung wieder erneuert hatte, da er das Unglück gehabt, während der ganzen Ueberfahrt ununterbrochen seekrank zu sein, fand sich bereit, einen Ausflug nach Buffarik, dem äußersten Punkte der französischen Occupation gegen den Atlas hin, mit mir zu machen, und da in neuerer Zeit das Terrain, von dem die Rede ist, zum Kriegsschauplatze wurde, so darf ich wohl einige Worte darüber sagen.

Der glückliche sanguinische Franzose weiß sich

jedes Ding mit freundlich klingenden Worten zu vergolden, seine Mansarde sogar klingt beinahe einladender als unser erster Stock, sein Guignon klebt so fest an als unser Pech, und wenn er von einer Combinaison spricht, so handelt es sich manchmal um eine Teufelsgeschichte. So haben sich auch die Franzosen in Algier den elenden Leiterwagen, auf welchem man in Buffarik anlangt, mit dem freundlichen Worte Diligence vergoldet, und ich bin überzeugt, daß ein solch' voreiliges Wort vor der Civilisation herschwimmt, wie das kleine Bedettenfischchen vor dem Hai; hat man das Erstere gesehen, so bleibt der Letztere nicht aus. Und darum transeat die Leiterwagen-Diligence. Die Militairstraße, welche die Franzosen von Algier nach Buffarik trassirt haben, wird theils durch zwei große Patrouillen, theils durch Blockhäuser geschützt. Die Einrichtung ist nämlich so getroffen, daß täglich eine Cavallerie-Patrouille, ungefähr aus einer halben Escadron bestehend, früh sechs Uhr von Algier, und um dieselbe Stunde eine solche von Buffarik abgeht, so daß sie sich kreuzen, und Abends die eine in Buffarik und die andere in Algier anlangen. Die sogenannte Diligence soll sich eigentlich an die Sicher-

heitspatrouille anschließen, doch liegt Vorsicht nicht im Charakter der Franzosen, und der Diligence-Karren hält sich nicht an diese Regel. Die Blockhäuser, welche rechts und links von der Straße so angebracht sind, daß man von dem einen aus das andere sehen kann, sind von Holz gezimmert, und haben beiläufig die Gestalt eines Taubenschlags. Das auf der schmäleren Basis ruhende breitere Viereck schließt, wie bei den Alten die Thürmchen auf den Elephanten, eine kleine Garnison ein. Wenn ich nicht irre, enthält jeder dieser Taubenschläge dreißig Mann. Die Schildwache, welche um das Blockhaus herumgeht, klettert, wenn sie den Feind heransprengen sieht, schnell über die Leiter in den Taubenschlag hinein, und zieht die Leiter nach sich. Nach allen vier Seiten hin sind Schießscharten angebracht, so daß die kleine Garnison sich gegen die Araber, welche oft keck genug sind, sich hart an den Blockhäusern erschießen zu lassen, leicht vertheidigen kann. Diese Blockhäuser bilden zugleich eine Art Telegraphenlinie, so daß ein feindlicher Angriff, vom Telegraphen in Buffarik signalisirt, in sehr kurzer Zeit in Algier bekannt ist. Sonderbar ist es, daß die Araber, die oft mit beispielloser Tollkühnheit troß

des mörderischen Feuers, das die Blockhäuser ausspeien, diese mit der Axt abzutragen versucht haben, noch nie auf den Gedanken verfallen sind, dieselben zu verbrennen. Unsere Reisegesellschaft bestand aus einigen Colonisten, welche sich in Buffarik niedergelassen, und nun von Algier, wo sie Einkäufe gemacht, dorthin zurückkehrten. Man denke sich aber bei dem Worte Colonisten ja nicht jene ehrenwerthe Classe von Menschen, die mit Muth, Fleiß und Unternehmungsgeist gerüstet, den Ackerbau, den Handel, und alle Zweige segenbringender Industrie in ferne uncultivirte Gegenden verpflanzen. Die Colonisten in Nordafrika sind, einige wackere Männer ausgenommen, Vagabunden, Speculanten, Glücksritter, Mäkler, kurz Leute, die, nach pecuniärem und meist auch moralischem Bankerott, einen letzten Versuch machen, das Glück zu erjagen. Daß solche Ansiedler dem Lande nicht Segen bringen, sondern vielmehr wie saugende Blutegel daran hängen, ist begreiflich. Und wie wär' es auch möglich, daß achtbare und betriebsame Männer ihr Hab und Gut, ihre Familien, ihr Glück und ihre Hoffnungen auf einen Boden pflanzten, der Zoll für Zoll und nur durch die Gewalt der Waffen vertheidigt wird, und

dessen Beibehaltung, dessen Schutz in den Kammern zu Paris so zu sagen täglich in Frage gestellt wird?

Wir langten zwischen drei und vier Uhr Nachmittags in Buffarik an, wo wir, Dank sei es der militairischen Stellung meines Reisegefährten, von den dort stationirenden Cavallerie-Offizieren freundlich aufgenommen wurden. Das Lager selbst, das wir genau besichtigten, ist gut und zweckmäßig verschanzt, der Plan aber, nach welchem die Erbauung einer Stadt projectirt ist, scheint mir sehr fehlerhaft zu sein. Daß man die Bauplätze vorläufig trassirt und es so möglich gemacht hat, nach einem regelmäßigen Plane zu bauen, ist ganz gut, daß man aber weit im Vierecke zu bauen begonnen, und nicht viel mehr in der Nähe des Lagers beginnend, mehr und mehr nach Außen hin baut, halte ich für unzweckmäßig, da die Häuser, welche jetzt einige tausend Klafter vom Lager entfernt sind, dem nöthigen Schutze desselben entrückt und daher den nächtlichen Ueberfällen der Araber ausgesetzt sind. Ich selbst brachte die Nacht mit meinem Reisegefährten in einem dieser Häuser zu, und die Anstalten, welche der Oberst traf, bevor wir uns zur Ruhe legten,

waren keineswegs geeignet, mir eine günstige Meinung von der Sicherheit beizubringen, die man in den Wohnungen der Colonisten genießt. Was an Möbeln im Zimmer war: Kästen, Tische und Stühle, Alles wurde gegen die Thür geschoben, so daß förmliche Barrikaden zu unserm Schutze errichtet waren. Auch schienen mir diese Vorsichtsmaßregeln nicht ganz überflüssig, da ich in nicht bedeutender Entfernung von dem Hause, in welchem ich die Nacht zubringen sollte, Abends den Fuß auf eine Stelle gesetzt hatte, an der Tags zuvor einem Offizier der Kopf abgeschnitten worden war. Im Lager von Buffarik zog ein für Belida bestimmtes Blockhaus meine Aufmerksamkeit auf sich; es ist bedeutend größer als die gewöhnlichen, und so eingerichtet, daß vier Kanonen darin angebracht werden können. Vor der Hand aßen wir friedlich darin zu Mittag, da Belida noch nicht occupirt, der Platz aber geräumig und einladend war. Die Franzosen nennen es: „Blockhaus monstre.“ Sehr auffallend war mir, bei Besichtigung des Lagers der Umstand, daß die Pferde sich ohne Streu behelfen müssen, und trotz dieser Entbehrung, und der ganz offenen, wenig Schutz gewährenden Stallungen ziemlich gut

aussehen. Als ich meine Verwunderung hierüber aussprach, versicherten mich die Cavallerie-Offiziere, die Berberpferde seien eine vortreffliche Raçe für den Kriegsdienst, und wenn sie einen ganzen Tag ohne Futter und Wasser wären, so thäten sie ihre Schuldigkeit darum nicht weniger als sonst. Um die Gegend besser zu übersehen, bestieg ich den Telegraphen, und weidete mich an der schönen Fernsicht, die sich hier dem Auge bietet. Im Hintergrunde des Bildes der majestätische Atlas und im Mittelgrunde die große fruchtbare Ebene von Metidjah, und das romantische orangenumgrenzte Belida. Diese herrliche Ebene, die sehr reich an Gewässern ist, könnte der Sitz blühender Manufacturen werden, und das reizende Belida, das ich meinem Kopfe zu lieb nur von Ferne besehen durfte, würde dann wahrscheinlich der Hauptplatz derselben werden. Doch ist leider wenig Hoffnung hierzu vorhanden. Die Administration hat bisher fast nur hemmend auf die Entwicklung der Industrie eingewirkt, und was etwa gethan worden ist, verdankt man Privaten. Sogar an Mühlen ist noch großer Mangel, und die Eingebornen bedienen sich der Handmühlen. Die Administration in der nordafrikanischen Colonie

ist kostspielig, langsam und erfolglos. Abgesehen von allen Occupationskosten, die durch die in der Casabah gefundenen Schätze wohl nur theilweise gedeckt wurden, und die ich hier nicht in Rechnung ziehe, läßt sich durch Gegenüberhaltung der Population und der Administrationskosten sehr leicht ausmitteln, daß auf jeden einzelnen Bewohner der nordafrikanischen Colonie fünfzig Francs Administrationskosten kommen. Ein großer Uebelstand, dem auch nicht allzuleicht abgeholfen werden kann, ist der Mangel an guten Ankerplätzen, an dem von den Franzosen occupirten Theile der Nordküste von Afrika. Der Besitz der Rheden von Arzno und Mers-El-Kebir, deren Letztere durch die Nähe der spanischen Küste und der Ebene von Gibraltar zu einem der wichtigsten Seeplätze gemacht wird, wäre für das Bestehen der Colonie fast unerläßlich. Uebrigens ließe sich zur Verbesserung der Ankerplätze viel thun, und ich glaube, daß man in dieser Beziehung die Kosten nicht scheuen sollte. Was Industrie und Manufactur betrifft, so glaube ich noch bemerken zu müssen, daß das strenge Prohibitiv-System, rücksichtlich der Einfuhr nach Frankreich, als ein wahrer Hemmschuh zu betrachten ist. Man sieht in Nordafrika

fast nur die Spuren einer früheren Industrie. Teppiche, gold- und silberdurchwirkte Seidenstoffe, Mousselins, Wollenzeuge zu den Burnussen, Tabaksbeutel, Rosenöl und Jasminessenz sind so ziemlich Alles, was ich gesehen. Das französische Einfuhrverbot, das auf den meisten dieser Artikel lastet, so wie die hohen Zölle auf den wenigen, deren Einfuhr erlaubt ist, beschränken den Handel fast nur auf Tunis und die Levante. Ich selbst habe Gelegenheit gehabt, mich von der Strenge, mit welcher dies Einfuhrverbot gehandhabt wird, zu überzeugen; denn als ich nach meiner Rückkehr aus Afrika die Quarantaine-Anstalten in Toulon verließ, mußte ich, wie auch alle andern Ankömmlinge sogar den Inhalt der Rocktaschen vorweisen, und nur die Fürsprache meines Reisegefährten, des Obersten, rettete mich vor einer bedeutenden Geldbuße, die ich für einen kleinen silbernen Yatagan und ein Paar goldgestickte Pantoffeln hätte bezahlen sollen.

Auf dem Rückwege von Buffarik nach Algier fand ich Gelegenheit ein arabisches Dorf (Gurbi) zu besuchen, nachdem ich schon früher in der Nähe von Buffarik ein Duar (Nomadendorf aus Zelten bestehend) besichtigt hatte. Die Gurbis werden durch

Lehmhütten gebildet, und deuten auf Stabilität ihrer Bewohner, welche sich zum Theile mit Ackerbau beschäftigen, während die Bewohner der Duars nur Viehzucht treiben. Ein ehemaliger Cheikh, der abgesetzt worden war, weil er sich dem Trunk ergeben, bot sich uns als Führer an, und diesem schloß sich ein junger Neger an, der die Rolle des Dolmetsch übernehmen sollte, da er etwas Französisch verstand. Kaum hatten wir uns dem Dorfe auf fünfzig Schritte genähert, als aus allen Hütten große weiße Hunde, unsern Schafhunden nicht unähnlich, hervorsprangen, und zu bellen anfingen. Man stelle sich dreißig bis vierzig große Hunde vor, die um die Wette bellen, und vor dem Dorfe eine Art Vedettenkette bilden. Nun fing der abgesetzte Cheikh an, mit den Dorfbewohnern, die hier und da aus ihren Lehmhütten hervorkrochen, zu parlamentiren, und man kann sich vorstellen, wie laut von beiden Seiten geschrieen werden mußte, um das Gebell der Tirailleurs zu übertönen. Die Dorfbewohner schienen sich so lange gegen unsern Besuch zu wehren, doch gelang es endlich der Beredtsamkeit des Ex-Cheikh uns Einlaß zu verschaffen, was uns dadurch klar wurde, daß sich die Hunde plötzlich auf den

Wink ihrer Herren zurückzogen und den Weg frei ließen. Es entging uns nicht, daß bei unserer Annäherung die Weiber eiligst versteckt wurden. Unter den flüchtigen weiblichen Erscheinungen, die sich zeigten, um wieder zu verschwinden, fiel mir ein hübsches junges Mädchen auf, das mit einer ältlichen Frau aus einer der ärmlichen Lehmhütten hervorkam, und wie eine Erdmaus schnell in einem andern Loche verschwand. Die Hütte, aus welcher die beiden Weiber gekommen, war die unseres Führers, und er lud uns ein, in dieselbe zu treten. Bald hatten wir mit Hülfe des dolmetschenden Negers von ihm das Geständniß herausgebracht: das hübsche Mädchen sei seine Tochter. Ich stellte scherzweise an ihn die Frage, ob er mir das Töchterchen nicht verkaufen möchte? Er lachte, und gab zur Antwort, das Mädchen würde er um keinen Preis hergeben. „Auch nicht um hundert Francs?“ fragte der Oberst. — „Nein,“ war die Antwort. Hierauf bot ich zweihundert, sodann dreihundert, und der lächelnde Scheikh antwortete immer mit einem Kopfschütteln. Nach dem Angebote von vierhundert Francs aber erschrak ich nicht wenig, als ich in den Zügen des Arabers zu lesen glaubte, daß er

überlegte, was zu thun sei. Ich hütete mich natürlich den Scherz weiter zu treiben, da ich ernstlich Gefahr lief, als Werber zu gelten. Das Innere der Lehmhütten sieht sehr ärmlich aus und in den meisten waren statt der Teppiche Rohrdecken aufgebreitet. Eine sonderbare Gewohnheit der arabischen Dorfbewohner ist die, das Getreide unter der Erde zu vergraben.

Mit Vergnügen erfuhr ich bei meiner Ankunft in Algier, daß das Schiff „le Vautour," auf welchem ich meine Rückreise antreten wollte, Bona berühren, und mir so die unerwartete Gelegenheit bieten würde, diese Stadt zu besichtigen. Um so unangenehmer berührte mich, als wir bei sehr stürmischem Wetter glücklich in die Rhede von Bona eingelaufen waren, die Nachricht, daß man nur nach fünftägiger Quarantaine die Stadt betreten dürfe. Diese Nachricht mußte allen von Algier Kommenden befremdend scheinen, welche die ehemalige Piratenstadt im beruhigendsten Sanitätszustande verlassen hatten, und sehr wohl wußten, daß Bona, die vielen Blessirten und Kranken von Constantine beherbergend, von tödtlichen Fiebern, Typhus und Cholera heimgesucht sei. Es war, als müßte man seine untadelige Ge-

sundheit früher im Lazarethe abbüßen, bevor man in den Pfuhl des Elends und Siechthums eingelassen würde. Da unser „Vautour" troß seines ominösen Namens nicht länger als einen Tag bei der Stadt verweilen wollte, die seinen Namensgefährten so viel Lockendes zu verheißen schien, mußt' ich natürlich auf das Vergnügen, das Innere der Stadt Bona zu besehen, Verzicht leisten, und würde meinem Unwillen hierüber nachgehangen haben, wenn nicht die Nachricht, Horace Vernet werde am Bord unseres Schiffes seine Rückreise nach Europa machen, mir Ersatz für das Versäumte versprochen hätte. Der geniale Künstler, dessen persönliche Bekanntschaft ich nun bald machen sollte, war vom König nach Constantine geschickt worden, um zu einem größeren Bilde, die Einnahme dieser Stadt darstellend, die nöthigen Studien an Ort und Stelle zu machen. Horace Vernet ist ein hagerer Mann von mittlerer Größe; die hohe Stirne, die lange gebogene Nase, und der merkwürdige Bau seines Hinterhauptes, werden wohl Jedem, der ihn einmal gesehen, im Gedächtnisse bleiben. Er trug die Uniform eines Capitains der Nationalgarde, und schien überhaupt für den Soldatenstand sehr

eingenommen zu sein, dessen Mühen und Wechselfälle er am liebsten zum Gegenstande seiner Gespräche machte. Von Malerei hörte ich ihn weder während der Ueberfahrt, noch in der Contumazanstalt von Toulon sprechen. Dagegen hatt' ich Gelegenheit, seine beispiellose Fertigkeit im Skizziren zu bewundern, als er meinem Reisegefährten, dem Obersten D., in wenigen Minuten einen Araber zu Pferd für sein Album zeichnete. In der Skizze war kein Strich zu viel, keiner zu wenig, ja das Pferd war, wenn gleich mit wenigen Strichen, doch so charakteristisch gezeichnet, daß die Raçe, welcher es angehörte, unverkennbar war. Zuletzt berührte er noch sehr flüchtig das Papier, etwa wie ein Schreibender, wenn er einen Beistrich oder einen Strichpunkt macht, und siehe da: in der Ferne sah man noch einen zweiten Araber mit eingesetzter Lanze über eine unabsehbare Heide sprengen.

Eine Bekanntschaft, die mir nicht minder angenehm war, und deren ich mich immer gern erinnern werde, war die des braven sächsischen Artillerie-Lieutenants Bernhard, der sich vor Constantine ausgezeichnet, und den der König der Franzosen, wie ich später mit Freude vernommen habe, durch

das wohlverdiente Kreuz der Ehrenlegion belohnt hat *).

Wie erheiternd der Anblick des Leuchtthurmes, der dem rückkehrenden Schiffe die Nähe seines Zieles verkündet, auf die Bevölkerung desselben wirkt, das ist wohl hinreichend bekannt, und wenn die Passagiere des „Vautour" während der sieben Contumaztage in Toulon viel Langeweile zu erdulden hatten, so mögen meine geneigten Leser wenigstens von dieser verschont bleiben.

*) Im nächsten Abschnitte soll von dieser Bekanntschaft und einigen nicht uninteressanten Umständen, welche sich an dieselbe knüpften, ausführlicher gesprochen werden.

Der Verfasser.

6.

Der Vierte und der Dritte,

oder

Zwei seltsame Partien.

Eine Whistpartie. — Eine Löwengrube.

Nach der Einnahme von Constantine hatte das Leben und Treiben im Hôtel du Nord in Algier einen eigenthümlichen, sehr interessanten Charakter angenommen. Der geräumige Speisesaal, in welchem die Wirthin, Mad. Pichard, eine liebenswürdige Pariserin, am Buffet präsidirte, wimmelte von den Notabilitäten des erst beendigten Kriegsdramas, und zwischen zehn und zwölf Uhr Morgens, oder vier und sechs Uhr Abends (den üblichen Frühstück- und Diner-Stunden) durfte man den Blick nur über die zwanzig Tische hingleiten lassen, um fast an

jedem derselben einer interessanten Individualität zu begegnen. Ich für mein Theil saß an einem der kleinen Tische beiläufig in der Stimmung des Tanzlustigen, der sich verspätet hat, und auf einem Balle gerade zu rechter Zeit angekommen ist, um im Speisesaal während der Raststunde in den angegriffenen, blassen Gesichtern der ausruhenden und doch noch aufgeregten Tänzer zu lesen, wie viel er versäumt hat. Das Schiff, das mich vierzehn Tage früher nach Algier gebracht, hatte sich mit dem gekreuzt, welches die Leiche Damremont's nach Europa getragen, und nun saß, zwei Tische weit, mir schräg gegenüber, der hagere, ernste Feldherr, der aus der Hand des zerschmetterten Fabius Cunctator den Commandostab genommen hatte, um bald darauf als Sieger von Constantine zurückzukehren. Und rechts von mir saß der narbenreiche, tapfere, kleine General Trésil und am dritten Tische links der vergötterte Lamoricière. Mir war, als säße ich im Nebenzimmer des kriegerischen Tanzsaales.

Valée war diesmal der Vortänzer, das geb' ich zu, aber Lamoricière bleibt doch in Afrika immer der Löwe des Tages. Das Wort „Löwe" erinnert

mich daran, daß es mir nicht vergönnt ist, bei den allerdings anziehenden Gruppen der tapfern Krieger, die sich im freundlichen Speisesaale der Mad. Pichard gütlich thun, länger zu verweilen, denn wir werden es in dieser kurzen Reiseskizze noch mit andern Löwen zu thun haben, und ich beeile mich daher in Gesellschaft des wackern sächsischen Lieutenants Bernhard, der sich von Constantine in der Breche-Batterie als Volontair das Kreuz der Ehrenlegion geholt hat, und mit dem ich in Algier zufällig zusammentraf, auf dem Dampfer „le Vautour" nach dem Hafen von Bona hin zu segeln. Auch den einäugigen Trésil sehe ich auf dem Verdecke spazieren gehen, und manch anderen interessanten Mann des Tages.

Mein wackerer Landsmann Bernhard ist seelenvergnügt; er ist einer der Wenigen, welche das Glück hatten, von dem kurzen, aber an Anstrengungen und Entbehrungen aller Art überaus reichen Feldzuge gesund und wohlgemuth zurückzukehren; denn Bona ist wohlgepfropft mit Blessirten und Kranken aller Art; Fieber, Cholera, Typhus, dies sind die ungebetenen Verbündeten, welche das Gefolge dieser glücklichen Expedition bilden. Die See

geht hohl und scheint uns eine stürmische Ueberfahrt nach Europa weissagen zu wollen (denn von Bona geht's direct nach Toulon); bald hat die Seekrankheit das Verdeck gefegt, so daß außer dem luftgesilchten Trésil, einigen Offizieren und dem Sachsen, Niemand mehr zu sehen ist. Mein Landsmann hat mir viel zu erzählen: er stand zwei Schritte von Damremont, als die verhängnißvolle Kanonenkugel ihn vom Schauplatze abrief, um seinen Commandostab in kräftigere Hände zu legen, er hatte Gelegenheit in jenem Augenblicke den Prinzen von Orleans, der neben Damremont ging, scharf in's Auge zu fassen, und dies Alles mußte mir ebenso umständlich erzählt werden, als hundert andere Einzelnheiten der Expedition, von denen ich dem wackern sächsischen Artillerieoffizier auch nicht eine erließ. Während einer Seereise ist der Mann etwas werth; das Gewicht der langweiligsten Nothwendigkeit drückt gleichmäßig auf Alle, aber man sieht gar bald, wo der geistige Saft hervorquillt. Die Seekranken bei Seite, in deren allzugroßer Masse vielleicht die herrlichsten Stoffe unbenutzt lagen, waren bis Bona, außer meinem Sachsen, mir, und zwei Affen, welche auf dem Verdeck die Honneurs

machten, wenig Elemente zu einem geistigen Verkehr vorhanden. Um so hoffnungsvoller gestaltete sich das sociale Schiffsleben im Hafen von Bona, wo nicht nur durch die mehrstündige Ruhe viele der halbtodten Seekranken, gleich den erstarrten Fliegen, die im warmen Zimmer wieder aufleben, der Gesellschaft zurückgegeben wurden, sondern diese auch durch neue interessante Ankömmlinge vergrößert wurde. Ich nenne nur den berühmten Maler Horace Vernet, der sich, von Constantine zurückkehrend, an Bord unseres „Vautour" einschiffte, und dessen interessante Bekanntschaft ich zu den glücklichsten Zufällen zähle, für die ich im Schuldbuche des Schicksals stehe. Vernet reiste in der Uniform eines Capitain der Nationalgarde, aber er genoß am Bord des „Vautour" die Rücksichten und Auszeichnungen seines höhern Offiziers. So viel ward mir klar, daß der unerreichte Künstler weit mehr Gewicht auf seine unter Napoleon mitgemachten Affären, als auf seinen Künstlerruhm legte, und daß er am Bord des „Vautour" weit lieber über militairische, als über künstlerische Gegenstände sprach. In dieser Beobachtnng lag nichts Ueberraschendes für mich, denn ich finde es sehr begreiflich,

daß der Mensch Habseligkeiten, die ihm allenfalls streitig gemacht werden könnten, viel eifersüchtiger bewacht, als solche, deren Besitz ihm gewiß ist. Horace Vernet ist übrigens äußerst liebenswürdig, und selbst das absichtliche Vermeiden aller Kunstgespräche kleidet ihn gut.

Wir hatten Bona lange im Rücken, als ich zu später Abendstunde mit Lieutenant Bernhard auf dem Verdecke saß. Der Wind blies von Viertelstunde zu Viertelstunde heftiger, die Wellen warfen sich unseren „Vautour" unsanft einander zu, und die dunkeln Wolken am Himmel schienen nichts Gutes für die einbrechende Nacht zu prophezeihen. Bernhard war fröhlich und konnte seine feste, unverwüstliche deutsche Constitution nicht genug preisen, da sie ihn gesund und wohlgemuth aus allen Fahrnissen und Drangsalen des afrikanischen Feldzuges hervorgehen lassen.

Ein unansehnlicher Mann trat herzu, ihm seine lange Pfeife anzuzünden, und da sich dieser wieder entfernt hatte, sprach Bernhard zu mir: „Der Mann, den Sie eben gesehen, hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt."

„Er ist wohl Ihr Diener?" unterbrach ich ihn.

„Allerdings,“ war die Antwort, „das heißt nur für die Zeit der Ueberfahrt. Lassen Sie sich die seltsamen Abenteuer dieses armen Teufels erzählen —“

Ein heftiger Windstoß warf in diesem Augenblicke unser Fahrzeug nach einer Seite hin, und eine Welle schlug über's Verdeck, so daß unser Gespräch durch ein unvorhergesehenes Sturzbad, das wir gegen unsern Willen nahmen, unterbrochen wurde. Wir waren Beide bis auf die Haut durchnäßt. Bernhard schüttelte sich und meinte: die Nachtluft fange an so kalt und rücksichtlos zu blasen, daß er die Erzählung der Abenteuer seines Dieners für den morgenden Tag aufsparen und für jetzt sein Nachtlager suchen wolle. „Ist meine Gesundheit auch unverwüstlich,“ so sprach er im Weggehen, „so will ich ihr doch nicht allzuviel auferlegen.“

Die ganze Nacht hindurch hatten wir heftigen Sturm; ich brachte sie auf dem Verdecke zu, den wachhabenden Offizieren, die sich auf französischen Schiffen von sechs zu sechs Stunden ablösen, Gesellschaft leistend.

Am andern Morgen vermißte ich zu meinem Erstaunen den wackern Sachsen, der doch an den

vorhergehenden Tagen einer der Ersten auf dem Verdecke zu sein pflegte. Es ist neun Uhr — zehn Uhr geworden, — noch immer ist Bernhard nicht sichtbar; endlich gewahrte ich einen citronengelben Gegenstand, der aus einer Kajüte emportaucht, es ist Bernhard's Kopf. Der Aermste hat über Nacht die Gelbsucht in einem hohen Grade bekommen, den ich noch nie wahrgenommen. Das Gesicht des sächsischen Artillerielieutenants Bernhard wird meinem Gedächtnisse nie entschwinden, denn Gelberes habe ich überhaupt in meinem ganzen Leben nicht gesehen.

Der Sturm, der die ganze Nacht hindurch gewüthet hatte, schien nicht ermüden zu wollen, denn die Wellen schlugen über das Verdeck, der Wind heulte gleich den hungrigen Wölfen des nordischen Waldes, und schüttelte den weißen Schaum der haushohen Wellen, daß er wie Haarpuder nach allen Seiten zerstiebte.

Der Capitain des Schiffes trat zu mir und meinem gelbgewordenen Landsmann, der sich als echter Soldat über den unerwartet erlittenen Farbenwechsel bald getröstet hatte, und vertraute uns, daß er seit Jahren an einem hartnäckigen Uebel leide, nämlich

an einer unheilbaren Leidenschaft für das Whistspiel, daß aber leider ein tückischer Zufall ihm meistens eine Schiffsgesellschaft zuführe, bei der das Zustandebringen einer Partie unmöglich sei. Meine und meines Landsmanns Erklärung, daß wir gern bereit sein würden, unseren freundlichen Capitain bei einer Whistpartie zu unterstützen, erfüllte diesen mit einer Freude, die vollkommen gewesen sein würde, wenn ihr nicht leider noch der vierte Mann gefehlt hätte. Was unser wackerer Capitain auch unternahm, um den ersehnten Vierten zu gewinnen, seine Bemühungen blieben doch fruchtlos, denn unter den wenigen Passagieren, welche beim fortdauernden groben Wetter der Seekrankheit widerstanden hatten, war nicht ein einziger Whistspieler zu finden. Schon war der arme Capitain im Begriffe die Hoffnung auf Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches ganz aufzugeben, als der alte eben abgelöste Steuermann ihm zuflüsterte: „Wie wär' es denn, Herr Capitain, wenn Sie's mit dem Doctor versuchten?"

Neubelebte Hoffnung strahlte aus des spiellustigen Capitains Auge, er faßte mich und den gelben Bernhard, die bereits gewonnenen Opfer, am

Arme, und zog uns nach der Offiziers-Kajüte, in welcher sich der Gegenstand seiner Hoffnung, der vom Steuermann bezeichnete Doctor befinden sollte. Er war bald gefunden, doch in welchem Zustande! Hätte der gute Doctor sich am Bord des „Vautour" mit der Absicht eingeschifft, Beobachtungen über die Seekrankheit anzustellen, er hätte sich selbst genügen können, er wäre, im allerstrengsten Sinne des Wortes, Autodidakt gewesen. Seiner ganzen nicht unbeträchtlichen Länge nach ausgestreckt, schien er Betrachtungen darüber anzustellen, ob das Untersinken des Schiffes, auf welchem er sich in diesem Augenblicke befand, nicht die wünschenswertheste Lösung seiner gegenwärtigen Verhältnisse wäre? Die stille Resignation der Verzweiflung lagerte auf den blassen, entstellten Zügen des Seekranken, er sah ganz aus wie ein Mann, der seine Rechnung mit dieser Welt abgeschlossen hat. Und auf die Jammergestalt baute der robberwüthende Capitain seine Hoffnungen, diesen Sterbenden lud er höflich zu einer Whistpartie. Der unglückliche Doctor, der, eigentlich Militairarzt, nun als Ballast in der Kajüte lag; stierte uns eine Weile sprachlos an, während ich mit meinem citronenfarbenen Lands-

mann Blicke des Erstaunens über die Zumuthung des Capitains wechselte. Dieser Letztere aber schien durch die trostlose Lage des Doctors nicht milder gestimmt zu werden, sondern erneuerte im Gegentheile seine grausame Einladung. Wie groß war unser Erstaunen, als der bleiche Doctor nach einer heftigen Katastrophe seines Uebels sich mit beispielloser Resignation erhob, und mit echt französischer Höflichkeit sagte: „Ich stehe zu Diensten, Herr Capitain, vorausgesetzt, daß Sie mit meinem Zustande Nachsicht haben." Wir wechselten neuerdings Blicke der Verwunderung, der Capitain faßte den bleichen wankenden Doctor unter dem Arme, und geleitete uns so in seine Kajüte.

Der Tisch stand schon zur Whistpartie bereit, wir nahmen unsere Plätze ein, und auf einen Wink des Capitains ward neben den halbtodten Doctor ein elegantes silbernes Waschbecken gestellt.

Wir hatten die Karten gezogen, nach welchen sich die Partner ordnen, und der Capitain ermahnte den Doctor, daß das Ausgeben der Karten an ihm sei, als dieser, in der zuvorkommendsten Eile, indem er nämlich der Artigkeit und der Nothwendigkeit zugleich huldigen wollte, die kaum ergriffenen Kar-

ten hastig in das silberne Becken schleuderte, dem Spieltische dagegen die dem Silberbecken zugedachten Allotrien zukommen ließ. Diese Eröffnung unserer Whistpartie war keineswegs geeignet, mich und meinen Landsmann über den weiteren Verlauf derselben zu beruhigen, und wenn gleich unseres Capitains dienstwillige Sclaven die Uebelstände schnell ausgeglichen hatten, welche des Doctors verzeihliche Zerstreutheit herbeigeführt, so lebten wir doch in beständiger Angst vor neuen Mißverständnissen. Unser Doctor dagegen entwickelte eine Resignation, eine Charakterstärke, wie sie vielleicht seit den Thermopylen noch nirgends vorgekommen; gleichgiltig gegen Glück und Unglück, unabhängig von den Wechselfällen des Spieles, schien er nur einer höheren Macht zu folgen, die, über die kleinlichen Leidenschaften des Spieles erhaben, ihn manchmal, gerade im Augenblicke eines gewonnenen Groß-Slam, die jämmerlichsten Gesichter schneiden ließ, während die empörendsten und unglücklichsten Combinationen ihn vollkommen kalt ließen.

Auch das grobe Wetter, welches zu des Doctors trostlosem Zustande die Veranlassung geboten, schien nicht höflicher werden zu wollen, denn in

gleichem Maße, als des Capitains Interesse an der Partie und des Doctors Hinfälligkeit wuchsen, vermehrten sich auch die unsanften Schwankungen der Nußschale, in deren Innern wir uns befanden. Da stürzte plötzlich einer der Schiffsleute in die Kabine und flüsterte dem Capitain einige Worte in's Ohr. Der Ausdruck des Schreckens, der auf den Zügen des Herbeigeeilten lag, war uns nicht entgangen; meine hastige Frage: „was geschehen sei?" begegnete der eben so raschen des Sachsen; und selbst über die Züge des Capitains war eine leise, kaum merkliche Disharmonie geflogen, die zwar im Nu der eisernen Gleichgiltigkeit des Seemanns Platz gemacht, unsern ängstlich forschenden Blicken jedoch sich bereits verrathen hatte. Nur der Doctor hatte seine gänzliche Gleichgiltigkeit über die Dinge, die da kommen sollten, behauptet. Musterhaft war die Ruhe, mit welcher nun der Capitain, an dem die Reihe des Gebens war, die Karten vertheilte, und sich sodann nach kurzer Entschuldigung aus der Kabine entfernte. Der Doctor benutzte diese Pause, um sich dem gebietenden Ungestüm der Seekrankheit mit rührender Hingebung zu überlassen, und ich begab mich eilig auf's Verdeck, wo ich zu meinem nicht

geringen Schreck erfuhr, daß die Maschine gebrochen sei, und wir somit, die Nothsegel abgerechnet, den Launen des immer heftiger werdenden Sturmes preisgegeben seien.

Am Bord unseres Schiffes herrschte nun ein reges Treiben. Eine Schmiede war improvisirt worden, und unter des Maschinisten Leitung ward Alles aufgeboten, um dem Beherrscher unseres Jahrhunderts, dem allmächtigen Dampfe, seine Souverainetät über das preisgegebene Fahrzeug wieder zu gewinnen. Sechs Stunden waren vom kunstverständigen Cyklopenhaupte als der kürzeste Termin für diese Hoffnung festgestellt worden.

Mein gelbgewordner Sachse hat sich auf dem Verdecke zu mir gefunden, und erzählte mir, wie sich der seekranke Doctor nach der Offizierskajüte zurückbegeben, und den Unfall gesegnet hat, der ihn von der Whistpartie befreit.

„Ich finde es sehr begreiflich,“ sagte ich, zu meinem Landsmann gewendet, „daß es nichts weniger als angenehm sein muß, in diesem Zustande der Vierte bei einer Whistpartie zu sein.“

„Allerdings,“ war Bernhard's Antwort, „aber wenn Sie mir gestatten wollen, Ihnen das aben-

teuerliche Schicksal des kleinen Mannes zu erzählen, den Sie gestern meine Pfeife anzünden gesehen, so werden Sie mir zugestehen, daß dieser bei einer noch viel unangenehmeren Partie der Dritte war." Ich bat meinen neuen Freund, mir diese Erzählung nicht länger vorzuenthalten, und er begann:

„Den kleinen Mann, der mich nun während der Ueberfahrt nach Europa bedient, um auf diese Weise kostenfrei nach seiner Heimath zurückzugelangen, habe ich, nach der Einnahme von Constantine, in dieser Stadt gefunden, wo er seit längerer Zeit als Sclave lebte. Ein Deutscher von Geburt, hatte er in der französischen Fremdenlegion als Volontair sein Glück versuchen wollen, und war bei einem Scharmützel in die Hände der Araber gefallen. Wie es kam, daß er dem gewöhnlichen Schicksale der Gefangenen, das heißt der Enthauptung entging, das weiß er vielleicht selbst nicht anzugeben, kurz er ward nach Constantine geschleppt und als Kriegsbeute an den Dey ausgeliefert, der ihn in die Zahl seiner Sclaven aufnahm."

„Der Dey ließ zu seinem Vergnügen in einem Kellergewölbe seines Palastes zwei junge Löwen aufziehen, und unserem Landsmanne ward, da er

als Deutscher wahrscheinlich die Vermuthung pädagogischer Kenntnisse für sich hatte, der ehrenvolle Platz eines Erziehers bei den zwei hoffnungsvollen Söhnen der afrikanischen Wildniß. So wenig ihm Anfangs diese Van Aken'sche Stellung zusagte, so gewöhnte er sich doch nach und nach an seinen neuen Beruf, der ihm durch die Anhänglichkeit und Liebe seiner beiden Zöglinge versüßt wurde; denn das muß man diesen jungen Löwen nachsagen, daß sie ihren Educationsrath mit aller nur erdenklichen Rücksicht und Artigkeit behandelten. Bald hatte sich ein inniges Freundschaftsbündniß zwischen unserem Deutschen und den beiden Adolescenten gebildet, und der Erstere fing sogar an, mit seinem Schicksale vollkommen zufrieden zu sein, als die Stichhaltigkeit der Grundsätze, welche er seinen Zöglingen beigebracht, in einer Weise auf die Probe gestellt werden sollte, wie dies vielleicht noch keinem Pädagogen jemals widerfahren. Es begann nämlich die Belagerung von Constantine, die Vertheidigung der Stadt nahm die Aufmerksamkeit des Dey so sehr in Anspruch, daß er bald seine zahlreichen Frauen zu vernachlässigen begann, und zuletzt sogar seine beiden Lieblinge, die beiden jungen Löwen, vergaß.

Mit Schrecken bemerkte unser armer Landsmann eines Tages, daß die Stunde, in welcher man die Mahlzeit für seine Zöglinge zu bringen pflegte, längst vorüber sei, ohne daß die Kost verabfolgt worden wäre. Er rüttelte an der Thüre des Kellergewölbes, sie war fest verschlossen. Begreiflicher Weise bemächtigte sich einige Bangigkeit seines Gemüthes, wenn er an den Appetit dachte, der sich solchergestalt nach und nach bei seinen jungen Mitgefangenen entwickeln mußte."

„Schon waren über vierundzwanzig Stunden verflossen, seit im Kellergewölbe die letzte Mahlzeit abgehalten worden war, und hätten auch die beiden Löwen weniger Unruhe merken lassen, unseres braven Deutschen eigener Appetit hätte ihn indirect und schlußweise an die Gefahr, in welcher er sich befand, erinnern müssen. Er bot, wie natürlich, alle Liebenswürdigkeit, allen Geist auf, um den beiden jungen Herren die Zeit zu kürzen, doch das half nicht lange, der immer wachsende Hunger der Löwen überwältigte alle anderen Neigungen derselben und sie nöthigten schon nach Ablauf der dreißigsten Fastenstunde ihren Erzieher, dem zudringlichen und unartigen Betragen seiner Zöglinge jene Strenge

entgegenzusetzen, die er, seiner Erziehungsmethode gemäß zwar nur selten, aber immer mit sehr gutem Erfolge angewendet hatte. Auch diesmal verfehlte sie ihre Wirkung nicht, und es gelang ihm, die Ungezogenen wieder in ihre Schranken zurückzuweisen. Die beiden Löwen legten sich traurig in eine Ecke und schienen durch ihren musterhaften Gehorsam der deutschen Erziehungsweise volle Ehre machen zu wollen, — als der arme Instructor nach Verlauf einiger Stunden mit Schrecken bemerkte, daß die Augen seiner beiden Zöglinge zu funkeln begannen, und mit einer auffallenden Lüsternheit nach ihm gerichtet seien, während die Zungen, die Lippen entlang, bedenkliche Bewegungen zu machen anfingen. Er versuchte eine freundliche Annäherung, die wohl nicht ohne Herzklopfen gewagt wurde, aber das Entgegenkommen der hungrigen Löwen war ganz geeignet, die noch halb ungewisse Regung der Todesangst beim unglücklichen Wärter zur fürchterlichsten Gewißheit zu steigern."

„Nun war es an der Zeit, das Regiment der Furcht, so lange als nur immer möglich, den hungrigen Thieren gegenüber, aufrecht zu erhalten; aber die Todesangst, die durch achtundvierzigstün-

diges Fasten erzeugte Abspannung, die Hoffnungslosigkeit der Lage, in welcher sich der Aermste befand, dies Alles mochte dem Blicke des Gebieters jenen magnetischen Einfluß, seinen Bewegungen jenes imponirende Uebergewicht benehmen, durch die der Mensch seine geistige Ueberlegenheit, dem physisch weit kräftigeren Thiere gegenüber, geltend zu machen vermag. Durch den Hunger werden die an sich bewunderungswürdigen Instincte der Thiere noch geschärft, und ein Löwe, der seit achtundvierzig Stunden nichts gefressen hat, läßt sich nicht leicht ein X. für ein U. machen — —"

Der Capitain unterbrach hier die Erzählung Bernhard's, indem er, die Uhr in der Hand, auf uns zukam, und uns zuflüsterte; „Wenn der Zeiger hier steht," er zeigte auf die Uhr, „und die Maschine unseres „Vautour" bis dahin nicht wieder hergestellt ist, so laufen wir, statt nach Toulon zu segeln, für heute in den Hafen von Tunis ein; denn der heftige Nord-West, der uns treibt, versteht keinen Spaß."

Ich ward durch diese Aeußerung des braven Capitains so lebhaft aufgeregt, daß ich darüber das Schicksal des armen Löwenerziehers beinahe vergaß.

Der Gedanke, auf ganz unerwartete Weise die Bekanntschaft von Tunis zu machen, hatte für mich zu viel Reizendes, als daß ich irgend einer andern Betrachtung hätte Raum geben können. Der Eifer unseres Maschinisten aber brachte die gebrochene Maschine weit früher in Ordnung, als es selbst der Capitain gehofft hatte, und ich ward so um meine Hoffnung betrogen.

Was den armen Löwenerzieher betrifft, dessen nähere persönliche Bekanntschaft zu machen, ich bis zu unserer Ankunft in Toulon hinreichende Muße hatte, genüge es meinem Leser zu erfahren, daß er durch die Eroberung von Constantine aus seiner unheimlichen Gefangenschaft gerade zu rechter Zeit befreit wurde, um mit seinem Leben nicht zugleich das Resultat seiner pädagogischen Versuche zu verlieren.

Meinem Freunde Bernhard aber gestehe ich gern zu, daß die Lage dieses Dritten im Kellergewölbe des Dey von Constantine eine weit unangenehmere gewesen sei, als die unseres Vierten bei der Whistpartie in des Capitains Kajüte.

III.

Salon-Scenen.

Der Gedanke, auf ganz unerwartete Weise die Bekanntschaft von Tunis zu machen, hatte für mich zu viel Reizendes, als daß ich irgend einer andern Betrachtung hätte Raum geben können. Der Eifer unseres Maschinisten aber brachte die gebrochene Maschine weit früher in Ordnung, als es selbst der Capitain gehofft hatte, und ich ward so um meine Hoffnung betrogen.

Was den armen Löwenzieher betrifft, dessen nähere persönliche Bekanntschaft zu machen, ich bis zu unserer [illegible] Ruhe hatte, genüge es meinem Leser zu erfahren, daß er durch die Eroberung von Constantine aus seiner unheimlichen Gefangenschaft gerade zu rechter Zeit befreit wurde, um mit seinem Leben nicht zugleich das Resultat seiner pädagogischen Versuche zu verlieren.

Meinem Freunde **Bernhard** aber gestehe ich gern zu, daß die Lage dieses **Dritten** im Kellergewölbe des Dey von Constantine eine weit unangenehmere gewesen sei, als die unseres **Vierten** bei der Whistpartie in des Capitains Kajüte.

Ein Pfand.

1.

Im Gasthofe zum römischen Kaiser in Wien kam spät Abends ein Reisender an, war durch das ihm angewiesene Zimmer schnell befriedigt, und erkundigte sich mit sichtbarer Aufregung und Aengstlichkeit nach einem Advokaten, Namens Heller. Auf des Oberkellners Versicherung, Doctor Heller sei ihm gar wohl bekannt, und wohne in der Nähe, zog der Fremde eilig eine Karte hervor, auf welcher der Name Arthur von Normann zu lesen war, drückte sie dem Oberkellner in die Hand, und trug ihm die schleunige Bestellung auf, mit dem Beisatze: Doctor Heller werde beim Anblicke dieser Karte sogleich bereit sein, dem Ueberbringer zu folgen. Auf den Lippen des Reisenden schien noch eine Frage zu schweben, die er nicht auszusprechen wagte.

Als der Oberkellner eine Viertelstunde später mit der Meldung zurückkam, Doctor Heller sei ihm auf der Treppe seiner Wohnung begegnet, und habe ihm, beim Anblick der Karte merkbar überrascht, zugerufen: ein dringendes Geschäft hind're ihn, jetzt gleich mitzukommen, er werde sich aber längstens in einer halben Stunde einfinden," ward der Fremde sichtbar verstimmt.

„Wie ganz anders," so sprach er vor sich hin, als der Kellner die Stube verlassen hatte; „wie ganz anders denkt man sich die Rückkehr in die Vaterstadt! Man denkt sich die langentbehrten Freunde so zu sagen in Bereitschaft, der Umarmung entgegenzitternd; man kommt an mit klopfendem Herzen: da ist der Eine nicht zu Hause, der Andere hat ein Geschäft, oder liegt krank und theilnahmlos im Bette; ein Dritter, nach welchem zu fragen man vorahnend gezagt, hat sich wohl gar inzwischen hingelegt, um nie mehr aufzustehen!"

In ängstlicher Unruhe that er nun rasch einige Gänge durch's Zimmer, blieb vor dem Schellenzuge, wie zagend, einen Augenblick stehen, und zog ihn dann heftig. Dem eintretenden Lohnlakei

flog die Frage entgegen: „ob ihm Hofrath von Welden bekannt sei?"

„Hofrath von Welden?" war die Entgegnung, „im Finanzdepartement?"

„Ganz recht."

„Ein kleiner dicker Mann mit goldenen Brillen?"

„So ist's, er hat einen Sohn und zwei Töchter."

„Um Vergebung, nur eine Tochter, denn die andere ist vor einem Monate gestorben."

Arthur erblaßte, und vermochte es kaum, die Frage zu stammeln: „ob die ältere oder die jüngere Tochter des Hofraths gestorben sei?"

Der Lohnlakei wußte dies nicht anzugeben."

Da ward die Thüre aufgerissen, und Arthur lag in den Armen seines hereinstürzenden Freundes Heller.

„Lebt sie?" „o sag' es mir schnell, daß sie lebt!" so rief er in fieberischer Aufregung dem Doctor zu, welcher durch die Heftigkeit seines Wesens erschreckt, ihn fast ängstlich ansah, und mit der Antwort: „Wie sollte sie nicht?" den Sturm, der im Innern des aufgeregten Freundes tobte, nicht zu beschwichtigen vermochte.

„Du täuschest mich, Heller!“ hierbei ward der Genannte an beiden Händen gefaßt und so derb gedrückt, daß er einen leisen Schrei des Schmerzes nicht unterdrücken konnte; „Du täuschest mich, ich lese es in Deinen zagenden Blicken, Du hast gesäumt zu kommen, weil Du mir eine schreckliche Botschaft zu überbringen hast! Sophie ist todt! Ich lese ihren Tod in Deinen Augen!“ —

„Nun, so lies das Gegentheil in andern Augen, die Dich besser zu überzeugen vermögen, als die meinigen.“ Hier riß Heller die Thüre auf, und Sophie von Welden trat in Begleitung ihrer Mutter ein.

Das Weitere bedarf keiner Schilderung.

„Ach, und die arme Emilie!“ sprach Arthur, nachdem sich der Sturm der ersten Freude in etwas gelegt hatte; „hätt' ich doch bei meiner Abreise nicht geglaubt, daß ich sie nie wieder sehen sollte!“

„Sie schwärmen wohl,“ erwiderte Frau von Welden mit einem Blicke des Befremdens, „in drei Tagen sollen Sie Emilien wohlbehalten sehen.“

„Ward mir doch gesagt, sie sei vor einem Monate —“

„Schwer erkrankt, und von allen Aerzten aufgegeben worden, — allerdings; aber, Dank sei es ihrer Jugend, sie ist schon seit acht Tagen auf dem Landgute ihrer Großtante, wohin wir uns morgen en famille begeben, um die theure Wiedergeborene abzuholen und im Triumphe in unsere Wohnung einzuführen.“

„Gott sei gepriesen! Aber schon morgen? — also folgt unserem Wiedersehen so schnell eine neue Trennung?“

„Für drei Tage; nun die läßt sich wohl ertragen. Wie gern würden wir Sie einladen, uns zu begleiten, aber Sie kennen unser Verhältniß zur Großtante.“

„Was beginne ich Unglücklicher nun die drei langen Tage? sie werden mir eine Ewigkeit dünken! Meine Geschäfte sind morgen mit dem Frühesten abgethan, und dann —“

„Und dann bereiten Sie sich in den drei letzten Tagen der Freiheit für die lebenslange Sclaverei vor,“ fiel lächelnd die Matrone ein.

In der Wohnung des Hofraths Welden war an diesem Abende bis zu später Stunde ein kleiner Kreis von glücklichen Menschen versammelt.

2.

Glänzend erleuchteter Salon im Palais der Gräfin Sternheim, nächst dem Stadtwalle. Mehrere Whist-Partien und bei einer Preferance-Partie: Oberst von Baranyi, die Hausfrau und die reizende Baronin Eugenie von Drost, eine Witwe von fünfundzwanzig Jahren. Am andern Ende des Saales der jüngere Theil der Gesellschaft, mit jeux d'esprit, ja sogar mit Pfänderspiel beschäftigt, was mir meine Leser nicht übel nehmen mögen, da es nun einmal wirklich so war.

Gräfin Sternheim (die Karten weglegend und vom Sitze aufstehend). Verzeiht meine Unruhe, Freunde, aber es ist mir unmöglich, weiter zu spielen. Schon ist es eilf Uhr, und noch immer kommt er nicht.

Eugenie. Beruhige Dich; schrieb er nicht, daß er spät am Abend eintreffen würde?

Gräfin. Am Abend, ja, aber so spät Nachts —

Oberst von Baranyi. Zwischen eilf und zwölf Uhr — das ist ja gar nicht so spät, als Sie glauben, Gräfin; für einen jungen Spring-

insfeld von Fähnrich oder Lieutenant tritt um diese Zeit erst die rechte Abendkühle ein.

Gräfin. Das mag allerdings für Fähnrichs und Lieutenants gelten, mein Alfred ist Hauptmann.

Oberst. So? Hauptmann? Ich gratulire; da ist er gewiß nicht präterirt worden.

Gräfin. Ich bin nicht eitel, und gestehe Ihnen daher offen, lieber Oberst, daß mein Alfred schon achtzehn Jahre vorüber ist.

Oberst (lächelnd). Ja, wenn das ist — freilich — — wie konnte ich aber auch vermuthen, daß eine so liebenswürdige junge Mutter einen so uralten Sohn habe.

Gräfin. Ihnen ist Alles erlaubt, Oberst! Sie haben nun schon einmal das Privilegium, daß Ihnen nichts übel genommen wird. Auch haben Sie einige Ursache ägrirt zu sein, denn Ihre Carrière hat allerdings mit Ihren Verdiensten nicht gleichen Schritt gehalten. Mein Alfred hat übrigens Niemanden verkürzt: sein jetziges Regiment kann ihn als einen durchlaufenden Posten betrachten. Wird er in einem andern Major, so macht er wieder Platz.

Oberst. Für andere durchlaufende Posten; doch gleichviel, das ist so der Lauf der Weltordnung. Ich beklage mich nicht, bin ich doch einer der liebenswürdigsten Vierziger meines Jahrhunderts und dabei Oberst; was will man mehr? Der Eine verdankt's seiner Geburt, der Andre seinen sterbenden Vormännern auf dem Schlachtfelde, Geburten und Sterbefälle, es läuft am Ende auf Eins hinaus.

Eugenie. Und was man der Geburt verdankt, trägt jedenfalls eine freundlichere Devise an der Stirne. Horch! rollt nicht ein Wagen durch's Thor?

Gräfin. Ich höre nicht.

Oberst. Ich höre auch nichts; aber daß einem jungen Hauptmann, in seinem eigenen bequemen Reisewagen, in Begleitung eines Jägers und eines Kutschers, gezogen von vier ausgesuchten Pferden aus dem Stalle des Vaters, auf der schnurgeraden, glatten Chaussee kein Haar gekrümmt wird, dafür stehe ich Ihnen mit Leib und Leben, Gräfin.

Gräfin (ihm die Hand reichend). Sie sind der einzige Mensch, der es versteht, mich zu beruhigen. Wenn ich Sie ansehe, kommt's mir immer vor, als sei auf der ganzen weiten Welt nichts zu fürchten.

Sie sind nicht alt, Oberst, aber auf mich machen Sie immer den Eindruck eines biedern alten Iffland'schen Haudegens.

Oberst (sich verbeugend). Sehr schmeichelhaft für mich.

Hier ward das Gespräch durch die blonde, hochaufgeschossene, fünfzehnjährige Comtesse Julie unterbrochen, die herangehüpft kam, um Eugenien aufzufordern, bei der Auslösung der Pfänder, die eben beginnen sollte, gegenwärtig zu sein, da, wie sie hinzufügte, ihr Muthwille und ihr Witz dabei nicht entbehrt werden könne.

Eugenie versprach zu kommen, indem sie bat, man möchte inzwischen ohne sie beginnen. Julie mischte sich wieder unter die Spielenden, und die Gräfin Sternheim begab sich in ein anstoßendes Appartement, um vom Fenster aus nach der Ankunft ihres lieben Hauptmanns zu spähen, so daß der Oberst mit Eugenien allein blieb.

Oberst (zu Eugenie). Mache ich auf Sie auch den Eindruck eines biedern alten Haudegens?

Eugenie (schelmisch). Wenn ich Ja sagte, würde Sie das ärgern?

Oberst. Nicht im Geringsten.

Eugenie. Also Nein.

Oberst. So bin ich armer Kerl denn nur auf der Welt, um von Ihnen geärgert zu werden, Baronin?

Eugenie. Sie sind mein Sclave, und folglich verwende ich Sie, wie's mir beliebt.

Oberst. Ganz recht, verwenden Sie mich, ich verlange es ja nicht besser; aber geben Sie mir endlich einmal die Ketten, auf die ich als Sclave Anspruch habe, und nach denen ich schon lange schmachte.

Eugenie. Sie sind mir gewiß auch ohne diese Ketten.

Oberst. Weiß Gott, ich komme mir selbst vor, wie ein treuer alter Pudel.

Eugenie. Sie thun nur Ihre Schuldigkeit.

Oberst. Wann bekomme ich endlich einmal das Versprechen, das Ihnen schon so oft auf der Zunge schwebte?

Eugenie. Noch sind keine zuverlässigen Nachrichten über das Schiff „der Präsident" eingelaufen.

Oberst. Doch, liebe Baronin, und zwar ganz officielle: es ist kein Zweifel mehr, daß es mit

Mann und Maus untergegangen ist; vorgestern stand's, glaub' ich, im Beobachter.

Eugenie. Das ist noch nicht genug.

Oberst. Ja, wenn Sie die Amortisationsfrist abwarten wollen, so darf ich erst jenseits wieder anfragen.

Eugenie. Fragen Sie gar nicht an, das ist das Beste. Sie wissen, daß ich Ihnen gut bin, Oberst; wie's auch immer komme, wir bleiben Freunde. Aber noch bin ich ganz frei, durch kein Versprechen gebunden, wohlgemerkt. Ohne die Zustimmung meines Onkels, der sich auf dem „Präsident" eingeschifft — —

Oberst. Und seither ertrunken ist — —

Eugenie. Mit einem Wort, ich habe noch nicht Ja gesagt — (mit Coquetterie), aber auch nicht Nein. Also Geduld, mein Freund, und vor Allem kein Drängen, keine Vorstellungen.

Oberst. Gut denn, ich will in der Geduld leisten, was ein Husaren-Oberst zu leisten im Stande ist. (Er seufzt und Emilie lächelt.)

Julie (hüpft mit Mehreren der Mitspielenden heran, um Eugenien abzuholen). Da hast Du nun so lange gezögert, Eugenie, daß alle Pfänder aus-

gelöst sind, bis auf Eines. Aber Ende gut, Alles gut! Du sollst bestimmen, was der Eigenthümerin des letzten Pfandes auferlegt wird.

Mehrere Stimmen durcheinander. Ja, Baronin, Sie müssen bestimmen!

Eugenie. Eigenthümerin? Haben die Herren keine Pfänder gegeben?

Julie. Nur die Damen.

Eugenie. Bei Gott, mir fällt in diesem Augenblicke nichts bei.

Julie. Schäm' dich.

Eugenie. Weil Ihr mich provocirt, so will ich etwas recht Muthwilliges, recht Tolles ersinnen.

Julie. Je toller, je besser.

Eugenie. Aber die Eigenthümerin des Pfandes darf sich dann auch nicht weigern!

Mehrere Stimmen. Nein, sie darf sich nicht weigern!

Eugenie. Gut denn — — ich hab's. — Wie spät ist's?

Julie. Nahe an Halbzwölf.

Eugenie. Halbzwölf? Charmant! das ist die wahre Nummer für ein Hazardspiel!

Mehrere Stimmen. Ein Hazardspiel?

Eugenie. Kein gewöhnliches; macht Euch darauf gefaßt, etwas recht Tolles zu hören, Ihr Mädchen — aber, wie gesagt, mein Ausspruch muß respectirt werden.

Julie. Das versteht sich.

Eugenie. So hört denn! Die Dame, welcher das Pfand gehört, muß jetzt sogleich, in mitternächtlicher Stunde ohne alle Begleitung, einen Gang über die nahe gelegene Bastei machen. Den ersten Mann, welcher ihr auf dem abenteuerlichen Gange begegnet, muß sie, gleichsam als werde sie verfolgt, um Hilfe anrufen und sich, sei er wer immer, unter seinen Schutz begeben. Hat der Ritter, den ihr der Zufall entgegenführt, sie zum Palais zurückbegleitet, so muß sie ihn, welchem Stande er auch angehören mag, für morgen auf meine Villa in Baden einladen. Dort erwarten ihn alle nur erdenklichen Auszeichnungen, er wird als Lebensretter behandelt, muß bei Tische präsidiren, kurz er ist der König des Festes. Denkt Euch den Spaß, meine Freundinnen, wenn uns der Zufall irgend einen ehrlichen Schuster, oder etwas dergleichen zuführt! Unsere Aufmerksamkeiten, seine Verlegenheit! Es gibt eine herrliche Unterhaltung!

Daß Ihr alle geladen seid, versteht sich von selbst. (Allgemeiner Ruf des Beifalls).

Julie (das Pfand hervorziehend). Du hast Dein eigenes Urtheil gesprochen, Eugenie, das Pfand ist Dein. Du hattest wohl vergessen, daß Du dies Pfand geben mußtest, bevor Dich die Gräfin zur Preference-Partie abrief. (Alles klatscht in die Hände.)

Trotz der Betheuerungen des Obersten, der es durchaus nicht zugeben wollte, daß Eugenie das tolle Abenteuer bestehe, nahm diese Hut und Shawl, sich zum nächtlichen Gange rüstend.

„Wenn Sie Jemand sieht, wohl gar erkennt, Baronin!“ bemerkte er.

„Um diese Stunde und verschleiert,“ war Eugeniens Antwort: „ich fürchte nur, daß mir am Ende gar Niemand begegnet.“

„In diesem Falle bringst Du uns einen Nachtwächter, Ladenhüter oder Etwas dergleichen,“ fiel die ausgelassene Julie ein.

„Ich stehe Euch gut dafür,“ erwiderte Eugenie, „daß Ihr morgen auf meiner Villa nicht wenig lachen sollt; doch nun an's Werk. In zwei Minuten bin ich auf der Bastei, und,“ setzte sie mit Pathos

hinzu, „gleich Jephtha lege ich den ersten Menschen, der mir begegnet, auf den Altar des Vaterlandes.“

Sie war aus dem Saale verschwunden, und ließ Alles, mit Ausnahme des Obersten, in der heitersten Stimmung zurück.

Erst als nach etwa einer Viertelstunde Eugenie lachend wieder in den Saal getreten war, und über ihr Abenteuer Bericht erstattet hatte, trennte sich die lustige Gesellschaft, mit dem allseitigen Versprechen, sich am andern Tage auf der Villa der Baronin im Helenenthale zu Baden einzufinden.

3.

Wer kennt nicht die Bauart jener geschmackvollen, zum Genusse ländlicher Zurückgezogenheit und des köstlichsten Stilllebens einladenden italienischen Villen, wie man sie nirgends reizender findet, als an den Ufern des Comersees? Die flachen Dächer, die Terrassen mit Orangenbäumen, die Colonnaden mit Weinreben umrankt! Eine solche Villa war die der Baronin Eugenie von Drost bei Baden, im reizenden Helenenthale gelegen. Rings umher durch das dichte Grün eines schattigen Parkes geschützt,

schien sie eine unerstürmbare Festung der Wonne und ländlichen Abgeschiedenheit zu sein. Den Glücklichen aber, die Einlaß fanden, blieb nichts zu wünschen übrig: denn die kleine Besatzung, und vor Allem der Commandant war ein Muster von Liebenswürdigkeit. In der That verstand es wohl nie eine Dame besser die Honneurs bei sich zu machen, als Eugenie. Ihr fein gebildeter Geist, ihre frohe Laune, und vor Allem der angeborne Muthwille, dem sie selten einen Zügel anlegte, machten den Aufenthalt in ihrem kleinen Zauberpalaste zu einem der angenehmsten und zwanglosesten.

„Ich schwör' es Euch, meine Freundinnen, daß Wangelhofer sein wahrhaftiger Name ist. Wangelhofer! können wir auch nur einen Augenblick zweifeln, daß ein Mann, der Wangelhofer heißt, unserm Zwecke vollkommen entsprechen werde?"

„Aber wie hast Du ihn denn zum Bekenntnisse dieses seines Namens gebracht?" fiel nun lachend die lebhafte Julie ein.

„Je nun, ich versicherte ihm, es würde mich ganz unglücklich machen, wenn ich den Namen meines Lebensretters nicht wüßte. Stelle Dir meine

Freude vor und die Mühe, die es mich kostete, das Lachen zu unterdrücken, als er nach einigem Zagen plötzlich mit dem Namen Wangelhofer herausplatzte.

„Du glaubst also, daß er Zimmermaler sei?"

„Ich hoffe es; denn das vielumfassende Wort Maler schließt auch diese ehrenwerthe Gattung in sich, und seine Toilette, so weit ich sie beim Lichte der Straßenlaternen mustern konnte, berechtigt mich zu dieser schönen Hoffnung."

„Er wollte Deine Einladung anfangs nicht annehmen?"

„Seine Weigerung war nicht ernstlich, und als ich ihm endlich mit anscheinender Treuherzigkeit das Versprechen abforderte, daß er sich durchaus keinen Zwang auferlegen, ja daß er in denselben Kleidern kommen möge, die er eben trüge, da schienen plötzlich seine Bedenken zu weichen, und er gelobte, sich vor Mittag hier einfinden zu wollen."

„Ist's aber auch recht, Baronin?" fiel der Oberst ein, „daß Sie dem armen Teufel, der Ihnen doch ernstlich zu dienen glaubte, nun zum Lohne Verlegenheiten bereiten? daß Sie ihn zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters machen?"

„Was ist dabei Unrechtes?“ war Eugeniens Antwort; „wird ihm ein Haar gekrümmt? ja, darf er auch nur bemerken, daß er im Souffre-douleur ist, wenn wir unsre Rollen gut spielen? Und dann leben wir ja in einem Badeorte, und haben daher größere Freiheit. Die übelste Folge ist am Ende für den armen Mann, daß er gut ißt und trinkt, mit der größten Auszeichnung behandelt wird, und durch uns Arbeit in Ueberfluß bekommt; denn das sage ich Euch im Voraus: was er auch immer für eine Art von Maler ist, wir Alle müssen bei ihm Bestellungen machen.“

„Ich lasse mein Lesezimmer neu ausmalen,“ fiel die muthwillige Julie ein.

„Und ich nehme ihn mit in meine Garnison,“ fügte der achtzehnjährige Hauptmann Alfred hinzu, und lasse meinen Stall neu decoriren. Für meine Pferde malt er doch jedenfalls gut genug.“

„Wenn er aber nun zufällig ein Historienmaler wäre, der kein Bild unter tausend Dukaten malt, was dann, Alfred?“

„Dann, theure Gräfin,“ erwiderte der Oberst, „malt er die Kriegsthaten Ihres jungen Hauptmanns, und die sind wohl tausend Dukaten werth.“

Der junge Held biß sich in die Lippen, wagte es aber doch nicht, dem Husarenoberst seinen Zorn merken zu lassen.

Das Gespräch der im Garten versammelten Gesellschaft ward durch einen herbeieilenden Diener unterbrochen, der zur allgemeinen Freude die Meldung that, aus dem vorüberfahrenden Gesellschaftswagen sei so eben ein junger Mann ausgestiegen, der sich angelegentlich nach der Villa der Baronin Drost erkundigt habe, und daher wahrscheinlich der unerwartete Gast sei. Auf Eugeniens Befehl, ihn sogleich auf das Zuvorkommendste herzuweisen, entfernte sich der Bediente eilig, und die Heiterkeit, welche sich nun in der Versammlung verbreitete, bewog die Hausfrau, ihren Gästen nochmals den größten Ernst, die strengste Feierlichkeit an's Herz zu legen, damit der junge Mann, die Mystification bemerkend, nicht etwa der Unterhaltung schnell ein Ende mache.

Wangelhofer trat ein. Seine äußere Erscheinung war nichts weniger als unvortheilhaft. Etwa 26 bis 28 Jahre alt, mittlerer Größe, ziemlich schlank, hatte er einnehmende, ja edle Züge. Sein reiches, dunkles Haar paßte gar wohl zum

sonnverbrannten, ausdrucksvollen Gesichte, dessen dunkler Teint durch den grauen Paletot, den er trug, noch mehr hervorgehoben wurde. Er trat mit einer Unbefangenheit heran, die einem Gentleman Ehre gemacht haben würde, und schnurgerade auf die Hausfrau losgehend, introducirte er sich mit den Worten: „Baronin, Ihrem Befehle gemäß bin ich da.“ Eugenie nahm ihn mit einiger Feierlichkeit bei der Hand, und stellte ihn der Gesellschaft mit den Worten vor: „Hier, mein Retter, der mir die Freude gewährt, ihm nochmals, und in Gegenwart meiner besten Freunde, für seine Aufopferung und Ritterlichkeit zu danken.“

„Was Sie gethan, mein Herr, kann nur Ihr Bewußtsein lohnen,“ sprach nun Julie mit einem Ernste, der zu ihrer Jugend einen auffallenden Contrast bildete.

„Seien Sie mein Freund!“ rief Alfred, aufspringend, und Wangelhofer's Hand ergreifend.

„Wie wenig Männer Ihres Gleichen hat unser Jahrhundert aufzuweisen!“ setzte mit demselben vertragsmäßigen Ernste eine ältliche Dame hinzu.

„Ach, und wie selten wird leider heut zu Tage diese Ritterlichkeit!" beschloß eine Andere.

Wangelhofer schien bei den Huldigungen, die ihn so unverhofft bombardirten, seine Fassung zu verlieren. Er ward einmal über das andre Mal roth, fast schien es, als mische sich Unwille in seine Verlegenheit, und er wußte nichts zu erwidern. Da ging plötzlich die Thüre des Gartensalons auf und ein Cortège von Bedienten und Zofen trat feierlich in den Garten. Ein alter Haushofmeister, welcher den Reigen führte, nahm das Wort und dankte Wangelhofern im Namen der gesammten Dienerschaft für die Rettung ihrer gnädigen Gebieterin. Dieser schien immer verlegener zu werden, er war offenbar auf diese Katastrophe nicht vorbereitet, und da seine gerunzelte Stirne Eugenien zu beunruhigen begann, trat sie rasch auf ihn zu, nahm ihn am Arm, und sprach im verbindlichsten Tone: „Sie sind für heute mein Ritter, und werden daher die Güte haben, mich zur Tafel zu führen."

Man ging zu Tische. Wangelhofer präsidirte an Eugeniens Seite; die Bedienten waren angewiesen, ihn zuerst zu bedienen, sein Ablehnen

half nichts, und die Unbehaglichkeit, die sich seiner bemächtigte, ward nicht wenig gesteigert, als der milchbärtige Hauptmann das Champagnerglas erhob, und Wangelhofer's, des Lebensretters Gesundheit ausbrachte. Während des Mittagessens war der Gefeierte ununterbrochen der Gegenstand begeisterter Huldigungen, ja im Innern einer Torte, welche mit dem Dessert auf den Tisch kam, fand sich sogar ein Gedicht vor, das Wangelhofern und seine ritterliche That pries.

„Ihr schlichtes Kleid, biedrer Wangelhofer, wie überhaupt Ihr ganzes anspruchsloses Wesen,“ so rief vom Champagner begeistert einer der Gäste, „nimmt mich so sehr für Sie ein, daß ich Sie bitten muß, mir das Glück einer nähern Bekanntschaft in Aussicht zu stellen.“

„Sie waren gewiß früher Soldat,“ fiel nun Alfred ein. „Sie haben etwas Militairisches in Ihrem ganzen Wesen, und nur ein Soldat kann so handeln, wie Sie gehandelt haben!“

Wangelhofer schien sich mit stiller Resignation in sein Schicksal zu ergeben. Er sprach wenig, war sehr zuvorkommend gegen seine Tischnachbarin,

und ließ alles Uebrige geduldig an seinem Haupte vorüberziehen.

Als die Tafel aufgehoben, und Eugenie mit den honneurs du café beschäftigt war, benutzte der Oberst einen günstigen Augenblick, um Wangelhofer in einen dichten Laubengang zu ziehen.

„Lieber Herr Wangelhofer," so redete er ihn an, seine Hand mit Herzlichkeit ergreifend, „wenn Sie dem Rathe eines alten Kriegers folgen wollen, so ziehen Sie sich in aller Stille zurück, und fahren, ohne Jemand ein Wort zu sagen, nach der Stadt zurück." —

„Warum das, mein Herr Oberst?"

„Warum? Weil es mich freuen würde, wenn Sie den seichten jungen Laffen, welche einen nicht übel gemeinten Scherz der Hausfrau zu ihrer Belustigung ausbeuten, nicht länger als Zielscheibe dienten. Sie gefallen mir, und ich hatte immer eine besondere Vorliebe für Künstler. Jedenfalls sind Sie viel zu gut, um diesen Milchbärten als Stichblatt zu dienen."

„Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre gute Meinung!" war Wangelhofer's kurze, mit einem herzlichen Händedruck begleitete Antwort, und

ehe sich's der Oberst versah, war er hinter den Gebüschen verschwunden.

Erst als der Oberst, nach jenem kurzen Gespräche, sich wieder unter die Gesellschaft gemischt hatte, begann man Wangelhofern zu vermissen. Man forschte nach ihm, suchte ihn allenthalben, er war aber nicht zu finden, und der Oberst, der sich ebenfalls die Miene gab, ihn zu suchen, freute sich im Stillen darüber, daß sein wohlgemeinter Rath von dem armen Teufel benutzt worden war.

Unter Scherzen und Lachen — denn der Champagner sowohl, als auch der, wie man meinte, trefflich gelungene Spaß mit Wangelhofer, hatten die Gesellschaft in die heiterste Stimmung versetzt, — verging der Nachmittag, so daß die Dämmerung die Versammlung noch im Garten fand. Schon begann es wirklich finster zu werden, als Alfred, auf Wangelhofer zurückkommend, mit Lachen bemerkte, „es sei doch eben nicht sehr artig von dem Maler-Genie gewesen, sich nach eingenommenem Mittagsmahle ganz sans façon und ohne Adieu zu entfernen.“

„Sie irren, Graf Sternheim,“ unterbrach

ihn eine bekannt klingende Stimme, dicht an seiner Seite, „Sie irren, wenn Sie darin eine Unschicklichkeit sehen.“

Erschreckt sah Alfred rasch nach seinem Nebenmanne, den er im Halbdunkel bisher nicht bemerkt hatte, und erkannte zu seinem Erstaunen in demselben den seit mehreren Stunden vermißten Wangelhofer. Auch die übrige Gesellschaft war durch das unerwartete, fast zauberhafte Wiederauftauchen des Ferngeglaubten nicht wenig überrascht worden.

„Die anmuthige Zauberin,“ so fuhr Wangelhofer fort, „welche dies freundliche Gebiet als wohlthätige Fee beherrscht, wußte ihrem Werke den Stempel der Vollkommenheit aufzudrücken, indem sie den Sterblichen, welche in dies Heiligthum dringen dürfen, das höchste Gut, nämlich die Freiheit schenkte.

Der Oberst, durch Wangelhofer's gewählte Rede ebenso in Erstaunen gesetzt, als die übrige Gesellschaft, in seinem Innern aber vielleicht fürchtend, ein minder gelungener Nachsatz werde die gute Wirkung des Vordersatzes zerstören, beeilte sich hinzuzusetzen: „Herr Wangelhofer hat

vollkommen Recht, und wo die Freiheit unter dem Schutze der Armuth steht, da ist sie gewiß das höchste Gut des Menschen.

Ein Bedienter öffnete die Flügelthüren des Gartensalons, in welchem der Thee servirt war, und Wangelhofer bot Eugenien den Arm, indem er ihr zuflüsterte: „Wie wär' es, wenn der Ritter, den Sie scherzweise wählten, Baronin, nun ernstlich seine Rechte geltend machte?“

Durch die schnelle Veränderung, welche mit ihrem abenteuerlichen Gaste vorgegangen, interessirt, und eitel genug, sich dabei des Ballets „der blöde Ritter“ zu erinnern, erwiderte Eugenie lächelnd: „Immerhin, Mein Herr Maler, ich habe bisher durchaus keine Ursache, meine Wahl zu bereuen.“

Im glänzend erleuchteten Gartensaale fiel es allen Anwesenden auf, daß der Maler, der seinen grauen Paletot und seine groben Sommerhosen mit der eleganteſten Salon-Toilette vertauscht hatte, nun gegen seine fashionablen Umgebungen nicht nur nicht abstach, sondern sogar als Muster gelten konnte; und als der naseweise junge Hauptmann ihm die Frage stellte: bei welchem Kleiderkünstler er denn arbeiten lasse? antwortete er ganz kurz: Meine

Kleider werden nach Zeichnungen gefertigt, die ich selbst entwerfe; wir Maler haben nun einmal immer unsern aparten Geschmack.

Von nun an entwickelte der Maler im Verlaufe des Abends einen so reichen Fond von Geist, Liebenswürdigkeit und guten Manieren, daß er, ohne sich hervorzudrängen, gleichsam via facti, das wurde, wozu man ihn früher scherzweise machen wollte, nämlich; „Der König des Tages.“ Die Damen waren von ihm entzückt, kurz, er hatte den Erfolg, welchen die Franzosen mit dem Ausdrucke Succés monstre zu bezeichnen pflegen.

Der achtzehnjährige Graf Alfred Sternheim konnte ihm, der ein armseliger Maler, diesen Sieg nicht verzeihen, und versuchte es daher hin und wieder, Wangelhofern durch plumpe Anspielungen und ungeschlachte Sarkasmen zu reizen. Dieser schien aber die Bemühungen des Adolescenten gar nicht zu bemerken, und einige der anwesenden Cavaliere fingen auch wohl schon an, in ihrem Innern diese Gleichgiltigkeit gegen offenbare mal aria übel zu deuten, als bei Gelegenheit eines Spieles, das jedem aus der Gesellschaft die Pflicht auferlegte, eine, wenn auch noch so kleine und unbedeutende

Anekdote zu erzählen, Wangelhofer, als ihn die Reihe traf, sich folgendermaßen vernehmen ließ:

„Als ich noch auf Reisen war, ging ich einst, ich glaube es war in Hannover, vor der Stadt spazieren und gewahrte in einer Entfernung von mir einen Zusammenlauf von Menschen. Neugierig, die Ursache desselben zu erfahren, begebe ich mich schnell an Ort und Stelle, und sehe einen jungen Mann, der bitterlich weint. Ich nähere mich ihm und frage ihn mit Theilnahme um den Grund seiner Verzweiflung; da wendet er sein thränenvolles Auge nach mir, mein Gesicht scheint ihm Vertrauen einzuflößen, und was den dringenden Fragen so vieler Umstehenden nicht gelungen ist, das hab' ich schnell erreicht: er vertraut mir seinen Kummer. Nun rathen Sie einmal, meine Damen, worin dieser Kummer bestand? Der Jüngling war aus einer der ersten Familien. Durch Protection in seinem dreizehnten Jahre zum Hauptmann avancirt, befindet er sich erst seit wenigen Tagen in dieser Stadt. Er hat sich in Civilkleidern aus seiner Kaserne entfernt, um spazieren zu gehen, und wo möglich einige Spielgefährten zu finden. Nun trifft ihn aber das Unglück, daß er sich verirrt; er kann sich nicht mehr

nach Hause finden und hat, was das Aergste ist, auch noch den Namen und die Nummer seines neuen Regimentes vergessen.“

Ein ungeheueres Gelächter unterbrach den Erzählenden und selbst die Gräfin Sternheim, welche den ganzen Abend hindurch mit dem Betragen ihres Sohnes sehr unzufrieden gewesen, stimmte in den allgemeinen Beifall mit ein. Alfred wagte es nicht, gegen die entschiedene Stimmung der Gesellschaft anzukämpfen und begnügte sich damit, zu der Gruppe junger Leute, die ihm zunächst standen, leise zu sagen: „Was soll ich mit dem Kerl anfangen? Er versteht es wohl schwerlich, mit Waffen umzugehen.“

„Vielleicht mit Pinseln!“ entgegnete ebenso leise einer der Umstehenden; es war der Oberst.

Das Signal zum Souper unterbrach eine schwülstig begonnene, schlecht stylisirte Erzählung, mit welcher der junge Hauptmann, als die Reihe des Erzählens an ihm war, vielleicht den erhaltenen Stich zurückzugeben beabsichtigte.

Nach dem Souper empfahl sich ein Theil der Gesellschaft, doch viele der Gäste begaben sich nach den immer bereitstehenden Fremdenzimmern in einem

Seitenbau der Villa, welcher, diesem Zwecke gewidmet, von der Baronin mit dem Namen Hôtel garni bezeichnet wurde. Eugenie war geborne Ungarin und hatte diese gastfreundliche Sitte ihres Vaterlandes auch auf ihre Villa verpflanzt. Es war nahe an Mitternacht, da die Gesellschaft sich trennte, und als das Geräusch der fortfahrenden Wagen in der Ferne verklungen war und sich über Eugeniens Zaubergebiet jene reizende sommernächtige Stille gelagert hatte, welche durch nichts unterbrochen wird, als durch das Quaken der Laubfrösche und das Gezirpe der Grillen, erklang unter den Fenstern der Hausfrau eine weiche Tenorstimme, von den Tönen einer Guitarre begleitet, und mit dem Dufte der Orangenblüthen vermengt drang ein schmelzendes Lied der Sehnsucht und Liebe durch das geöffnete Fenster in Eugeniens Schlafgemach.

Als am anderen Morgen ziemlich spät die kleiner gewordene Gesellschaft sich auf der Terrasse zum Frühstück versammelte, glänzte in Eugeniens schönen Augen das sanfte Feuer einer süß durchträumten Nacht, während der Oberst eine Wolke, die auf seiner Stirne lagerte, durch erzwungene Lustigkeit

und durch kleine Aufmerksamkeiten, welche er den Damen mit echt militairischer Curtoise erwies, zu verbergen suchte. Der Maler war nicht beim Frühstück erschienen; doch fand er sich später ein und überreichte Eugenien eine trefflich gelungene Aquarell-Skizze, ihre schön gelegene Villa vorstellend, welche in Verbindung mit den malerischen Felspartien des Vorgrundes und dem duftigen Hintergrunde der fernen Gebirge eine reizende Landschaft bildete.

Ich fürchte die Geduld der Leser zu mißbrauchen, wenn ich ihnen die Fortschritte, welche der Maler in der Gunst Eugeniens machte, und die dadurch bedingten Leiden unseres biedern Obersten schildere. Es genüge daher die Versicherung, daß Eugenie für die Vorzüge des jungen Mannes nicht ganz gleichgiltig blieb, und daß sich, als er am Abende des dritten Tages von ihrer Villa schied, ein Gefühl in ihrem Herzen regte, das dem Schmerze nicht unähnlich war. Der Oberst konnte die Unruhe, die sich seines Innern bemächtigt hatte, kaum verbergen und es schien, daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, als Wangelhofer der Villa den Rücken gekehrt hatte. Nicht unerwähnt möge jedoch bleiben,

daß Eugenie, als sie Abends in ihrem Schlafgemache ihr Album eröffnete, um noch einen Blick auf des jungen Malers Aquarell-Skizze zu werfen, mit freudig schmerzlichem Schreck ein geschlossenes Billet mit ihrer Adresse neben dem gemalten Blatte fand. Der Inhalt des Briefchens war folgender:

Schönste der Frauen!

„Wenn die seltenen Vorzüge Ihres Geistes Sie berechtigen, zu den vielen Waffen, die ihnen zu Gebote stehen, auch die des Spottes und der Persifflage hinzuzufügen, so ist es dem auserwählten Opfer dieser Letzteren wohl auch gestattet, sein bescheidenes kleines Arsenal im ungleichen Kampfe geltend zu machen. Wahrhaft glücklich, in Eugenien eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen, im Obersten von Baranyi aber einen der rechtlichsten und biedersten Männer kennen gelernt zu haben, scheidet ohne Groll und auf immer

der Soit-disant Lebensretter.“

4.

Wer den reizend gelegenen Curort Baden bei Wien, in welchem unsere Handlung spielt, und das

nahe gelegene Helenenthal besucht hat, erinnert sich gewiß auch des anmuthigen Scheinerschen Etablissements, welches durch seine günstige Lage — alle nach dem Thale fahrenden Equipagen müssen an demselben vorbeidefiliren — und durch das treffliche Eis, das dort gereicht wird, zum beliebtesten Versammlungsort der schönen Welt geworden ist.

Auf der Terrasse desselben zog eines Abends ein blühender Flor der elegantesten Damen die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich; doch war Eugenie von Drost unstreitig die schönste Blume im herrlichen Strauße. Die vorüberfahrenden Equipagen und was sie an Toiletten in sich schlossen, wurden vom auserwählten Areopag der gewiegtesten Kennerinnen im Gebiete der Eleganz und Mode gemustert.

Eine äußerst geschmackvolle und elegante Equipage, die eben vor dem Etablissement anhielt, zog die Aufmerksamkeit des bezeichneten Damenvereines um so mehr auf sich, als sie im Curorte eine neue Erscheinung war und folglich deren Besitzer nicht zu den Habitués desselben gehörte.

„Ist's nicht unser Wangelhofer, welcher der im Wagen neben ihm sitzenden Dame das Eis prä-

sentirt?" rief die kleine Comtesse Julie so laut, daß es an den nächsten Tischen gehört wurde, und ein sanftes Erröthen Eugeniens schien bejahend zu antworten.

„Er trägt Ordensbänder im Knopfloch," setzte Julie nun, durch einen Blick ihrer Mutter ermahnt, mit leiserer Stimme hinzu, „die Ordensbänder wird er sich doch nicht alle ermalt haben?"

„Ich wäre doch neugierig zu wissen, wer mein geheimnißvoller Lebensretter eigentlich ist?" sagte Eugenie, die sich nach der ersten Ueberraschung wieder gefaßt hatte, mit erkünsteltem Lächeln.

„Das können wir sogleich erfahren," antwortete Oberst Baranyi, „denn so eben hat ihn Doctor Heller, der ja Ihr Advokat ist, gegrüßt."

Wenn die Rose, welche Eugenie am Busen trug, sprechen könnte, so würde sie wohl von einem leisen Klopfen erzählen, das sie unter sich gefühlt. Die Equipage rollte dem Thale zu und der Oberst trat wieder zu den Damen, die gewünschte Auskunft zu ertheilen.

„Unser Wangelhofer," so sprach er lächelnd, „heißt Arthur von Normann und ist kürzlich von einer diplomatischen Mission zurückgekehrt,

deren günstiges Resultat die Bänder, welche er im Knopfloche trägt, um den des Leopoldordens erster Klasse vermehrt hat. Heller, der sein Universitätsfreund ist, schwärmt für ihn, wie für eine Geliebte. Die junge Dame zu seiner Rechten ist die Tochter des Hofraths von Welden und seit drei Tagen Arthur's Frau.''

Der Seufzer, welchen Eugenie gleich nach seiner Geburt erstickte, war ebenso unhörbar, als das Lied, welches der Oberst im Geiste trällerte.

Von dem Untergange des Dampfschiffes ,,der Präsident'' müssen seither zuverlässigere Nachrichten eingelaufen sein, denn noch vor dem Ende des Monats August feierte die Baronin Eugenie von Drost auf ihrer Villa im Helenenthale ihre Vermählung mit dem Husaren-Oberst von Baranyi, und Letzterer war dabei so seelenvergnügt, daß er herzlich lachte, als mit dem Dessert das Eis auf den Tisch kam, welchem die Aufmerksamkeit des Haushofmeisters die Form eines Amors verliehen hatte. ,,Ein gefrorener Amor!'' rief er aus, und umarmte den eben eintretenden Haushofmeister, der, von dem Witze, welchen er unbewußt gemacht, nichts

ahnend, diese Auszeichnung dem Gelingen seiner zarten poetischen Anspielung zuschrieb.

Mehrere Jahre sind verflossen, seit die kleine anspruchslose Geschichte, welche ich zu erzählen wagte, sich zugetragen, und als neulich der General Baranyi zufällig gerade am Geburtstage Arthur's, dessen nähere Bekanntschaft er inzwischen gemacht, in die Wohnung desselben trat, ward er ohne es zu wollen Zeuge einer sehr warmen und zärtlichen Familienscene, welche ihn zu dem Ausrufe veranlaßte: „Bravo Kinder! So laß ich mir's gefallen; aber Ihr habt gut lachen, Ihr hattet keinen gefrornen Amor auf Eurer Hochzeittafel!" — Ob der biedre General für sein Theil etwa besondere Veranlassungen gefunden, sich jenes gefrornen Amors öfter zu erinnern, ist uns nicht bekannt geworden.

Türke und Spanier.

(Ein Schwank nach dem Leben.)

„Noli turbare circulos meos.“
Archimedes.

Es mochte um das Jahr 18.. sein, als man in Wien während der Carnevalzeit fast von nichts sprechen hörte, als von den glänzenden und kostspieligen Bällen im Sommerpalais der Baronesse G**.

Die Baronin gehörte zur noblesse financière, aber mancher alte Stammbaum wurde für einige Stunden vergessen, wenn es sich darum handelte, das unübertreffliche Arrangement, die staunenswerthe Pracht eines G**'schen Balles mit eigenen Augen zu bewundern, wenn eines jener unbeschreiblichen Soupers mit seinen gastronomischen Schätzen, seinen Trüffelpasteten, Fasanen und Galantinen,

seinen mährchenhaften Riesenfischen und seinen Legionen Moet'scher und Jaquesson'scher Geschütze winkte. Auch die Künste und Wissenschaften, so wie die schöne Literatur verfehlten es nie, ihre Abgeordneten auf diese Reichstage des guten Geschmackes und der Ueppigkeit zu senden, was um so weniger in Erstaunen setzen kann, wenn man weiß, daß einer der Koryphäen der schönen Literatur, Baron Z**. bei der freudespendenden Göttin des Hauses die Honneurs machte. Die glänzenden Bälle der Baronin G**. können füglich als der Sammelplatz jener so zahlreich vorhandenen Damen bezeichnet werden, welchen das ersehnte Paradies der haute crême, trotz aller Eigenschaften an Bildung, Reichthum und Eleganz, die sie aufweisen mögen, verschlossen bleibt.

Ereignet es sich, daß einmal in den höheren Kreisen irgend ein Scandal als Contrebande auftaucht, so ist dies ein pikanter Zufall, ein unerwartetes hors d'oeuvre, und ist auch meist als Veranlassung zur Persiflage nicht unwillkommen; führt aber ein tückischer Zufall ein derlei Allotrion in die mühsam geordneten und kostspieligen Zirkel der noblesse financière, so wird dies als ein wahres

Unglück betrachtet, gleich dem verrätherischen Mehlstaub am Sonntagsfrack des Müllers, oder dem Zwirnsfaden am Kleide des Schneiders, Makeln, welchen der unvergleichliche Nestroy die drastische Bezeichnung „Bureau-Spritzer" beilegt. Nicht ohne Grund habe ich daher das Terrain, welches durch die nachfolgende Episode befleckt wurde, umständlicher charakterisirt, als es auf den ersten Blick nöthig scheinen dürfte.

Ich hatte mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt und erst kürzlich die düstern Universitätshallen mit jenem ängstlich freudigen Herzklopfen betreten, das, fast wie bräutliches Beben, den Jüngling erfaßt, wenn gleichzeitig mit all' den neugebornen farbigen Eindrücken des erwachenden Lebens auch von der Lehrkanzel herab die Philosophie mit ihrem befremdenden Perrückenernste auf ihn einstürmt. Ich war nun ein Herr, ein homo sui juris, ein Honoratior, kurz ein Wesen, dessen Bewußtsein, mit der Macht des Beherrschers aller Reußen vertauscht, sich im Nachtheil gefühlt haben würde. Da begab es sich nun, daß mir ganz unerwartet mitten unter mein Universitätsgeräthe, wie eine Bombe, eine Einladungskarte der Baronin G**. fiel, eine Aufmerksam-

keit, die nicht mir, sondern meinem Vater galt, mir aber nichtsdestoweniger die Aussicht gewährte, einem jener glänzenden Feste, für die ganz Wien schwärmte, beiwohnen zu können.

Ein Umstand hätte mich jedoch beinahe um die gehoffte Freude gebracht: es stand ausdrücklich auf der Karte, daß man maskirt, doch ohne Larve zu erscheinen habe, und mein Vater schien wenig Lust zu haben, mich mit den zur Anschaffung eines Maskenanzuges nöthigen Geldmitteln zu versehen. Meine Bitten und Vorstellungen blieben fruchtlos, und ich war schon im Begriffe die Sache ganz aufzugeben, als mir plötzlich wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele fuhr, daß es für meine Wünsche noch ein Auskunftsmittel gebe. Ich erinnerte mich nämlich, daß ich als Kind oft den Vorstellungen auf einem Liebhabertheater im Hause meines Oheims beigewohnt hatte. Die Garderobe oder wenigstens Bruchstücke derselben, konnten noch vorhanden sein, und fand ich dort nur irgend etwas, einem Maskenanzuge Aehnliches, so war mir ja gedient. Der Vorsatz, auf dem Maskenballe der Baronin S**. nicht zu fehlen, hatte sich nun bereits in mir so festgesetzt, daß ich nicht wenig erschrak, als mein

Oheim mir die traurige Versicherung gab, die alten Hadern, welche einst in seinem Haustheater geglänzt, seien längst verschenkt oder sonst abhanden gekommen. Wie freudig erschrak ich dagegen, als er sich plötzlich erinnerte, auf dem Speicher müsse sich noch ein alter Schrank mit den Ueberresten jener einstmaligen Theaterpracht finden, und als er lächelnd hinzufügte: „was ich dort entdecken würde, stehe mir zu Diensten.“ Der alte Schrank war bald gefunden und sein Inhalt, so wenig Erfreuliches er darbot, enthielt doch gegen alle Erwartung das Kleinod, welches ich suchte, und das mir die Pforten des G**'schen Sommerpalais eröffnen sollte. Dieser Talisman bestand in einem alten, abgeschabten, schmuzigen und nur spärlich mit Flitter verzierten, höchst armseligen Türkenanzuge. Die einst roth gewesenen weiten Hosen näherten sich nun beinahe der braunen Farbe, das undecidirte Colorit des Oberkleides hielt, Dank sei es den Einflüssen der Zeit, so vollkommen die Mitte zwischen grün und blau, daß es zweien Engländern als Gegenstand einer Wette treffliche Dienste leisten, oder in Frankreich als schlagendes Symbol des juste milieu gelten konnte. Der Turban — o von diesem Turban sei

es mir gestattet zu schweigen! ihn anschaulich zu machen, wäre selbst ein Hogarth nicht im Stande. Und dennoch — wer sollte es glauben! dennoch machte mich mein Fund überglücklich, denn wer lebhaft wünscht, sieht nur was er wünscht, und Niemandem gelang es, mich zu überzeugen, daß der vorgefundene Anzug dem gewünschten Zwecke keineswegs entspreche. Schlich auch eine leise Ahnung der scandalösen Wirkung, welche der schäbigste aller Muselmänner in den hellerleuchteten Sälen hervorbringen mußte, durch meine Seele, so überwog doch die Lust, am Feste Theil zu nehmen, jede Besorgniß, und was kümmert sich am Ende ein flotter Bursche darum, ob seine Kleider in den Augen der Philister Gnade finden. Kurz, noch vor neun Uhr Abends stolzirte ich in der orientalischen Verhüllung und mit den nöthigen Bärten versehen, mein Studirstübchen auf und ab, und nachdem ich mich beim Scheine einer Unschlittkerze mehrmals in dem kleinen Handspiegel besehen, hatte sich meine gute Meinung von der gewählten Kleidung so festgestellt, daß ich den Wagen kaum erwarten konnte, der mich dem Schauplatze zuführen sollte. Diese beim ärmlichen Scheine der Unschlittkerze und zwischen den grauen

Wänden meines einfachen Studirzimmers gewonnene Zuversicht sollte aber leider von sehr kurzer Dauer sein. Schon in den Vorhallen des G**'schen Palais stiegen mir beim Anblicke vieler eben so geschmackvoller als glänzender Maskenanzüge unbestimmte Besorgnisse über die allzu bescheidene Schale auf, deren edler Kern zu sein, ich mir ermuthigend schmeichelte, aber dies waren doch nur leise Ahnungen im Vergleiche mit der vernichtenden Ueberzeugung, die mich im Lichtmeere des glänzend erleuchteten und von den reizendsten Erscheinungen belebten Tanzsaales glühend heiß übergoß. So beiläufig müssen die Empfindungen des Krebses sein, wenn ihn der Köchin unbarmherzige Hand in den heißen Wassertopf schleudert.

Die Wirkung zu beschreiben, welche mein Eintritt in den Saal auf die versammelte Gesellschaft hervorbrachte, dies würde mir, fürchte ich, selbst dann kaum gelingen, wenn ich als ruhiger Zuseher und nicht als Betheiligter die Scene erlebt haben würde. Ich hatte die Schwelle kaum erst überschritten, als schon alle Blicke wie durch Zauberschlag nach mir gewendet waren, ein leises Murmeln des Erstaunens wogte durch den weiten Saal dem

beängstigenden Rauschen nicht unähnlich, welches einem Seesturme voranzugehen pflegt. Und auch diesen unheilkündigen Wogen sollte ein Sturm folgen, denn das leise Murmeln verwandelte sich gar bald in ein allgemeines unsterbliches Gelächter, die Fesseln einer strengen Convenienz, welche auf Bällen gewöhnlich erst allmälig der zwangloseren Unterhaltung Platz machen, waren durch mich überraschend schnell gelöst. Alles drängte sich nach der Seite des Saales hin, auf welcher ich mich befand, ich war umringt, umschwärmt, umjubelt. Wohin ich mich auch wenden mochte, die Woge der entfesselten Heiterkeit folgte mir, die neue Welle, in der ich mich und meine Schmach zu begraben versuchte, spie mich wieder aus, ich war die Parodie des von den Furien verfolgten Oberst, ich wandelte durch den Saal ein Ahasver des Lächerlichen. Was meinen Qualen die Krone aufsetzte, das waren die zahllosen rings im Saale angebrachten riesigen Krystallspiegel; das zwanzigfache Echo meiner Schmach, gemahnten sie mich wie das verkörperte böse Gewissen.

Wenn die Noth am größten ist (so heißt es), ist die Hilfe am nächsten. War es auch nicht Hilfe,

die mir nun unerwartet werden sollte, so war es doch ein Trost, eine Linderung meiner Qualen. Wer sich nie in einer preßhaften Lage befand, der weiß nicht, welche Beruhigung in einer solchen die Gesellschaft eines Leidensgefährten gewährt. Wer dies aber nur einmal selbst erfahren, der wird sich einen Begriff von der freudigen Ueberraschung machen können, die mir ein Blick gewährte, den ich nun zufällig nach der Seite des Saales warf, auf der ich mich bei meinem Eintritte befunden hatte. Ich hatte nämlich eben aus einem nahen Spiegel neuerdings die unzweideutige Gewißheit der vollendeten Schäbigkeit meiner muselmännischen Umhüllung strahlen gesehen, als der Anblick eines eben erst eingetretenen noch viel schäbigeren Spaniers mir die tröstende Aussicht auf einen zweckmäßigen Leidensgefährten eröffnete. Seine unerwartete Erscheinung, seine wohlthuende Nebenbuhlerschaft hatte mich schon nach wenig Augenblicken von einem bedeutenden Theil meiner Peiniger befreit: wie tröstend, wie kräftigend mußte erst ein Bündniß zu Schutz und Trutz wirken, wie zeitgemäß, wie dringend geboten war nun eine Allianz zwischen der Pforte und der pyrenäischen Halbinsel! Mit Beiseitesetzung aller

Präliminarien war diese schnell geschlossen; gleiche Noth und gleiches Bedürfniß führt schnell zum Bündnisse, ehe wenig Minuten verstrichen, lag keine Scheidewand mehr zwischen dem Orient und dem Occident. In der Diplomatie liebt man sich und haßt man sich ohne sich zu kennen, und so hatten auch wir den Freundschaftsbund geschlossen, ohne gegenseitig nach unsern Namen zu forschen: der neue Ankömmling achtete in mir nur den schäbigen Türken, ich verehrte in ihm nur den noch schäbigeren Spanier.

Die Musik, die damals so beliebt gewesenen Walzer von Gruber, unter dessen persönlicher Leitung hinreißend schön ausgeführt, gewährten uns, da Alles in raschem Tanze dahinstürmte, einen schnellen und unerwarteten Waffenstillstand: das bunte Durcheinanderwogen der verschiedenartigsten Masken, im lebendigen Wirbeltanze, die reizenden Toiletten der Damen, allen Zonen und Zeiten geraubt, der Reichthum an Brillantschmuck, an Perlen, an echten türkischen Shawls, an Cashmirs und Seidenstoffen, diese glänzende olla potrida der Pracht und des Ueberflusses, durchströmt vom würzigen Dufte der verschiedenartigsten Parfüms, dies Alles verschlang nun die Aufmerksamkeit der dicht-

gedrängten Gäste mit so gebietender Macht, daß der Türke und der Spanier für jetzt ganz in den Hintergrund traten. Da man sich inzwischen nach und nach an unsern Anblick gewöhnte, so hatten wir zu unserer nicht geringen Zufriedenheit gar bald das Loos aller Berühmtheiten, das heißt, wir waren vergessen. Wenig geneigt, die erquickende Dunkelheit, in die wir zurückzukehren begannen, zu verscheuchen, hatten wir in einem der Nebensäle Posto gefaßt, in traulichem Zweigespräche und mit philosophischer Ruhe die Mitternachtsstunde erwartend, die uns Gelegenheit bieten sollte, für die erlittene Niederlage, durch Eroberung einer Moet'schen oder Jaquesson'schen Batterie unsere Repressalien zu brauchen.

Mit dem Schwinden der Gefahr hatte auch unser Bündniß einen andern Charakter angenommen. Wie die Allianzen der Völker, anfangs durch politische Nothwendigkeit herbeigeführt, oft nachträglich durch Sympathien fester geknüpft werden mögen, so löste sich auch bei uns aus den nationalen Hülsen gar bald ein populärer Kern, der die Elemente zu einer wärmeren Annäherung in sich trug. Es ergab sich nämlich, daß mein schäbiger Spanier Jurist,

daß er, wenn auch einer andern Facultät angehörend, doch Student wie ich war, und der Gedanke, inmitten einer eleganten Gesellschaft einen kleinen burschikosen Convent, eine Art Duodez-Commerzchen abzuhalten, mußte für mich, der damals mit Leidenschaft Fuchs war, nothwendig sehr reizend sein. Mein Spanier, trotz seiner poetischen Natur, doch leider etwas philiströs, durch meine Beredtsamkeit aber, wie durch die Situation und durch den Champagner gar bald gehoben, leistete Treffliches, so daß der Erfolg meiner Bemühungen nichts zu wünschen übrig ließ. Das gemüthliche Plätzchen, das ich instinctmäßig gewählt hatte, war wie gemacht, um unbemerkt und ungestört, umrauscht von den heterogensten Elementen, ein zwangloses Studentenstillleben zu begünstigen. Bald waren wir ein Herz und eine Seele, auf perlenden Champagner-Fluthen schwammen sich unsere Gedanken, gleich plätschernden Najaden, entgegen, und in seliger Trunkenheit umarmten sich planlos unsere Geister, umfächelt vom leichten Zephyr der schnell entschwindenden und nie wiederkehrenden Jugend. Unter der ärmlichen spanischen Mantilla schlug ein still-gemüthliches warmes Herz, das in jenen

rauschenden nächtlichen Stunden sich mir ohne Rückhalt offenbarte.

So hatten wir denn weit mehr als eine Bouteille Champagner und mit dieser süßen Vergessenheit unserer früheren Drangsale geschlürft, als Gruber's lebendige Weisen aus dem Tanzsaale herüber schallten und der Tanzlustigen bunten Schwarm auf ihren leichten Schwingen entführten. Dies war zugleich für die Nichttänzer das Signal zur Beendigung der Tafel und auch mir war dieses nicht unwillkommen, da ich seit einigen Minuten nicht ohne eine gewisse Unruhe zu bemerken glaubte, die Zunge meines Spaniers bewege sich nicht mit geziemender Leichtigkeit. Leider sollte diese ängstliche Ahnung gar bald zur schrecklichen Gewißheit werden; denn als ich mich rasch vom Sitze erhoben hatte, und der Spanier dasselbe zu thun versuchte, sank dieser wiederholt ohne den gewünschten Erfolg in den Stuhl zurück. Was war zu thun? Der Platz mußte geräumt werden, denn schon sah ich mich mit meinem Gefährten und den geschäftigen Dienern allein. Hätte es bei der früheren Allianz sein Verwenden gehabt, ich hätte mir gleich anderen politischen Bundesgenossen kein Gewissen daraus gemacht, den Verbündeten

seinen wankenden Verhältnissen zu überlassen und mich von ihm loszusagen. So aber hatten wir in brüderlichem Vereine die Flaschen geleert, wir waren Kameraden geworden, und ich zögerte keinen Augenblick mit dem festen Entschlusse, das Schicksal meines wankenden Spaniers zu theilen, ihm schützend und stützend zur Seite zu stehen. Bald hatte mein Arm ihn kräftig erhoben und ich war im Begriffe, ihn durch den Tanzsaal nach den Vorzimmern und von dort nach Hause zu führen, als des Spaniers durch diese Maßregeln verletzter Stolz erwachte, und er sich mit der Versicherung: „er bedürfe keiner Stütze," von meinem Arme emancipirte. Die Grandezza, mit welcher er nun dem Tanzsaale zuschritt, ward gleich jener Versicherung durch den Umstand Lügen gestraft, daß die Linie, in welcher der Don sich bewegte, nichts weniger als eine gerade war. Doch mußt' ich ihn gewähren lassen, wollt' ich durch Verletzung seines Ehrgefühls nicht eine unter den obwaltenden Umständen gefährliche Gemüthsbewegung herbeiführen. Wie mächtig dieses Ehrgefühl beim Sennor erwacht war, dies schien das kecklich und schräg über ein Auge aufgesetzte Barett mit der Schwungfeder, und der in der Nähe des

Degengriffes stolz auf die Hüfte gestemmte Arm zu bekunden. Ich mußte mich somit darauf beschränken, dem Ehrgeizigen auf dem Fuße zu folgen, um nöthigen Falles hilfreich zur Hand zu sein.

Hätte sich mein Bundesgenosse mit einer bescheidenen Stellung auf dem glänzenden Reichstage aller Völker, mit der anspruchslosen Rolle der Neutralität begnügt, meine Besorgnisse wären vielleicht einiger Zuversicht gewichen: allein diese untergeordnete Lage genügte nun einmal dem Hidalgo in seiner jetzigen Stimmung nicht: er wollte sich hervorthun, gesehen werden, glänzen. Da war kein Einspruch mehr zu thun, sein Verhängniß hatte ihn erfaßt, die Perlen des modernen französischen Weines hatten das ganze alte Spanien mit seinem Stolze und seiner Grandezza in ihm rege gemacht. Mit großen Schritten, doch in Diagonallinien, welche den zurückzulegenden Weg verdoppelten, trat er mitten durch den Kreis der Tanzenden, nach einer Marmorsäule hin, die ihm nicht nur einen festen Stützpunct versprach, sondern durch ihre Lage zugleich seine ehrgeizigen Wünsche begünstigte: von dort aus beherrschte er den ganzen Saal, er verschwand nicht in der Menge, er stand allein und mußte gesehen

werden. Hat sich jemals ein Sprichwort als buchstäblich wahr erwiesen, so war es diesmals der Satz: „Hochmuth kommt vor dem Falle.“ Denn kaum hatte mein Cabaleros seinen neuen Posten durch wenige Minuten behauptet, kaum war es ihm gelungen, alle Blicke auf sich zu ziehen, als ein ungeheurer Schlag erdröhnte.

Der Spanier war kerzengerade der ganzen Länge nach, gleich einem Brete, bewußtlos auf den Boden hingeschlagen. Durch den Dunst und die Hitze im Tanzsaale war diese eben so schnelle als unerwartete Katastrophe herbeigeführt worden.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich, um den verursachten Scandal unbekümmert, und nur für meinen Spanier besorgt, diesem, der kein Lebenszeichen von sich gab, hilfebringend beisprang. Doch schien es mir vom Himmel nicht vorbestimmt, meinem Bundesgenossen auf diesem Schlachtfelde die letzten Freundesdienste erweisen zu dürfen, denn als ich, am Boden knieend, den Gefallenen im Arme, einen forschenden Blick um mich warf, schritt eben die anmuthige Hausfrau, mich und meinen Pflegling mit Verachtung messend, vorüber, und flüsterte dem Baron Z***, der sie begleitete, einige leise

Worte zu, in deren Folge dieser vier elegant gekleidete Diener des Hauses herbeirief, welche sofort meinem unglücklichen Freunde die letzte Ehre erwiesen. Mit ihren weißen Glacéehandschuhen faßten sie ihn auf's zarteste, je an den Armen und Füßen, und trugen ihn in feierlicher Stille vom Wahlplatze fort, als gälte es eine Bestattung. Ich schritt von ernster Trauer ergriffen, gesenkten Hauptes in meinem abgeschabten Türkengewande hinter dem Conducte her und machte in meiner gerechten Trauer, wie ich später erfahren habe, auf die Gesellschaft den Eindruck des, hinter dem Leichenwagen des Armen gehenden Pudels auf dem bekannten französischen Bilde: „le convoi du pauvre."

Der Verblichene wurde nun, Dank sei es den Verfügungen, welche Baron Z*** im Namen der Hausfrau machte, zwei vertrauten Sesselträgern mit der Weisung übergeben, das corpus delicti in einer Sänfte nach der inzwischen ermittelten Wohnung zu befördern, mit der ausdrücklichen Weisung, den Besinnungslosen, selbst wenn er unter Weges wieder zu sich kommen sollte, seiner Haft nicht eher zu entlassen, als wenn sie ihn seinen Hausleuten übergeben hätten.

Durch diese Anstalten vollkommen beruhigt, trat ich in den Tanzsaal zurück, konnte aber einige traurige Betrachtungen über die Hinfälligkeit alles Irdischen nicht unterdrücken. Der Abgeschiedene war mir ein Leidensgefährte gewesen, die stoische Geduld, mit welcher er, in seine kurze Mantilla gehüllt, die durch Baumwoll-Tricot schlecht verhehlten dünnen Beine der Kritik preisgebend, den Spott abschüttelte, als wäre es leichter Regen gewesen, hatte mich in meinem weiten faltigen Türkengewande so sicher gemacht, wir hatten uns gemeinsam beim schäumenden Champagner von unsern Drangsalen erholt, und mir war die Ueberzeugung geworden, daß unter dem kurzen ärmlichen Mäntelchen ein gemüthlicher poetischer Geist stecke. Und nun war er mir plötzlich und auf so tragische Weise entrissen. Der Saal mit seinem bunten Gewirre, mit seinen tausend verschiedenen Masken schien mir öd und entvölkert, vergebens spähte mein Auge unter den vielen glänzenden Gestalten nach der meines schäbigen Spaniers. Selbst der Hohn, der mir in jedem Blicke begegnete, gleitete wirkungslos an mir ab, so groß war mein Schmerz um den Hidalgo.

In diese Betrachtungen versenkt, schritt ich klein-müthig den Saal auf und nieder, als mein Blick auf die Marmorsäule fiel, die für meinen gebliebenen Cäsar die Bildsäule des Pompejus gewesen war, als plötzlich hinter dieser Säule eine bleiche Gestalt hervortrat, und sich in ernster fast geisterhafter Haltung mit gekreuzten Armen an dieselbe lehnte. Es war der Spanier.

Die Musik hatte eben wieder begonnen, die Tänzer suchten ihre Tänzerinnen zum beginnenden Cotillon, so daß außer mir fast Niemand das unerwartete Wiedererscheinen des Bestatteten bemerkte. Ein unbestimmtes Gefühl freudigen Erschreckens bemächtigte sich meiner, kaum traute ich meinen Augen und die Erscheinung gemahnte mich fast wie ein Traumbild. Doch sollte ich nur allzubald auf rauhe Weise aus meinem Erstaunen geweckt werden: es erdröhnte wieder ein harter Schlag, der Hidalgo war wieder kerzengerade der ganzen Länge nach, gleich einem Brete, bewußtlos auf den Boden hingeschlagen.

Ich brauche wohl die Wirkung, welche dieser neue Schlag, der die Ordnung des Abends traf, hervorbrachte, nicht erst zu schildern. Der kaum

begonnene Cotillon war unterbrochen, der Hidalgo lag wieder seiner Länge nach als Terrain-Hinderniß da, Baron Z*** war wieder schnell zur Hand, gerechter Unwille röthete der Hausfrau liebliche Wangen, und die vier Lakaien mit den weißen Glacéehandschuhen hatten sich des corpus delicti gar bald wieder bemächtigt, um es im feierlichen Zuge einer gründlicheren Bestattung zuzuführen. Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß ich auf den Mienen einiger Gäste ein schadenfrohes Lächeln bemerkte, das der Festgeberin glücklicherweise entgangen war.

Den Anstalten beiwohnend, die nun getroffen wurden, um das Ballfest vor einer abermaligen Wiedererscheinung des gefährlichen Scheintodten zu bewahren, erfuhr ich die Umstände, welche die Wiederholung eines Aergernisses herbeigeführt hatten, das man schon so gründlich beigelegt zu haben wähnte.

Die wohlunterrichteten Träger hatten den besinnungslosen Hidalgo bereits glücklich in der Sänfte eine gute Strecke nach dem Orte seiner Bestimmung hingetragen, als dieser durch die erfrischende Wirkung der winterlichen Nachtluft wieder zu sich gekom-

men war. In dem engen Raume der Sänfte waren zugleich mit der Besinnung auch des Spaniers ehrgeizige Wünsche wieder erwacht, und er hatte, an das Fenster pochend, den Trägern zugerufen, zu halten und ihn aussteigen zu lassen. Die Versicherung dieser braven Leute, daß sie den gemessenen Befehl hätten, ihn seinen Hausleuten zu übergeben, hatte beim Spanier neben dem höchsten Unmuthe zugleich jene eigenthümliche Schlauheit rege gemacht, welche sonderbarer Weise bei Betrunkenen nicht selten angetroffen wird. Durch die Versicherung, daß er sich dem Vorhaben seiner Geleitsmänner keineswegs widersetzen, sondern einleuchtender Ursachen wegen nur für einen Augenblick aussteigen wolle, war es ihm gelungen, seiner Haft zu entspringen, und der Schutzgeist, welchen Bachus seinen Jüngern als Begleiter zu geben pflegt, hatte ihn glücklich bis in den Tanzsaal geleitet, wo ihn der Einfluß der Hitze neuerdings zu Boden schleudern sollte.

Ich bin dem Spanier viele Jahre später einmal irgendwo zufällig begegnet. Er ist ein sehr ernster, gesetzter Mann geworden (was ich von mir nicht rühmen kann) und ich weiß nicht, ob er in mir den einstmaligen Türken, wie ich in ihm den Spanier,

wiedererkannt hat. War ich auch zu delicat, um mir hierüber Gewißheit zu verschaffen, so muß ich bekennen, daß ich das Lachen kaum unterdrücken konnte, welches sich mir bei der Erinnerung an die Allianz aufdrang, die damals die Pforte mit der pyrenäischen Halbinsel geschlossen hatte.

Dampfrede über den Dampf.

Gehalten in einem Wiener Salon.

Wie soll ich mich, geneigte Hörer, holde Hörerinnen über die Wahl meines Gegenstandes entschuldigen? Wie kann man sich mit dem Dampfe, diesem Bilde der Flüchtigkeit befassen, versteht sich ohne dem verehrten Auditorium einen blauen Dunst vorzumachen? — Wer eine Vorlesung hält, muß seinen Gegenstand haben, der Gegenstand ist hier der Dampf, wie kann man aber Vorlesungen halten, wenn man den Dampf hat? — Gott sei's gedankt, mich plagt er noch nicht, und Sie werden es vielleicht heute bedauern, daß ich so gut bei Athem bin. Versuche sind übrigens erlaubt: Der Dampf ist ein passender Gegenstand für eine Vorlesung, denn er ist ein Gegenstand der sich entwickeln läßt, der Dampf ist ein flüchtiger Gegenstand und darum kein

langweiliger, der Dampf ist kein trockener Gegenstand, denn er ist feucht, der Dampf ist ein humoristischer Stoff, denn Humor heißt: Feuchtigkeit; kann's also einen besseren Stoff zu einer humoristischen Vorlesung geben, als den Dampf? — Der Dampf ist überhaupt nicht zu verachten, er ist der Repräsentant der Zeit, oder eigentlich der Zeitgeist selbst. Der Dampf ist der Gedanke, denn er siegt über die Menschenhände, wie Columbus über die Wilden, und hat manche Eigenschaft mit dem Gedanken gemein. Preßt ihn gewaltsam zusammen, drückt ihn darnieder, und er wird um so gewaltiger und siegreicher da hervorströmen, wo ihr eine Lücke laßt. Man denkt heutzutage so zu sagen mit dem Dampfe, und wer kein Schnelldenker ist, bleibt zurück. Der Dampf ist mehr als der Gedanke, er ist eine ethische Theorie, er ist die Metaphisik selbst, denn er zieht eine neue Linie zwischen dem Sinnlichen und dem Uebersinnlichen, er stellt eine Maschine dahin, wo sonst hundert Seelen wirkten, und treibt dadurch die Seelen hinauf, wie ein Agioteur die Papiere, und zwingt sie, nicht mehr Maschinen zu sein. Freilich gibt es dabei viele abgedankte Seelen, die vazirend herumlaufen, und nicht wissen wo sie

ihr Brod finden sollen und am Ende verhungern; aber diese verhungerten Seelen befruchten einen großen unendlichen Acker, auf dem jedes Samenkorn mit Tausend multiplicirt wird. Wer ein Oekonom ist, wird mich verstehen, wer aber kein Oekonom ist, wird mich auch verstehen, denn er wird wissen, daß ein Dampfschiff in einer Stunde zwölf englische Meilen zurücklegt. Vergleichen wir übrigens die Dampfmaschinen mit den unzähligen Händen, die als Maschinen gebraucht wurden, so werden wir einsehen, daß eine Dampfmaschine eine sehr einfaches, stilles, friedfertiges Wesen ist. Wie viel unnöthige und zweckwidrige Bestandtheile hatten die lebendigen Maschinen, durch welche die Hände in Bewegung gesetzt wurden? Was hing nicht alles an diesen Händen? Gefühle, Leidenschaften, Gedanden, Schmerzen, Pläne, Erinnerungen, Begierden, Bosheiten, Protektionen, Cabalen — — — — Von all' diesem unnöthigen Ballast sind die Dampfmaschinen frei; da gibt es kein Beispiel, daß zwei Räder mit einander gezankt hätten, oder betrunken gewesen wären, oder daß ihre Speichen statt in die Maschine einzugreifen, in fremde Taschen eingegriffen hätten, oder daß die Räder

eingesperrt worden wären wegen Schulden, oder daß ein Hebel dem andern aus Sippschaftsgründen unter die Arme gegriffen hätte, oder daß ein Kessel geplatzt wäre, aus Galle über einen anderen Kessel. Alle diese Uebelstände finden wir da am meisten, wo Menschen als Maschinen gebraucht werden. Freilich können die vielen abgedankten Maschinenmenschen sagen: mein Vater war eine Maschine, und meine Mutter war eine Maschine, und ich habe nichts gelernt als eine Maschine zu sein, und nun muß ich Hungers sterben, weil man uns lebende Maschinen abdankt! Das Verhungern ist allerdings sehr unangenehm, denn ein Verhungernder kann nicht einmal sagen, er habe ohnedies schon Alles satt; das Sterben ist überhaupt das fatalste Wechselgeschäft, denn es ist keine Kleinigkeit das Zeitliche mit dem Ewigen zu verwechseln. Wie schwer ist es außerdem für einen rechtlichen Mann, die Augen zuzudrücken, für einen Gourmand in's Gras zu beißen, für einen Dummkopf seinen Geist aufzugeben, — — — — kurz, daß das Sterben schwer ist, unterliegt keinem Zweifel; aber Dampfmaschinen und Dampfschiffe sind auch mit dem Tode von Tausenden nicht zu theuer erkauft, es sind gar allgemeine populäre

Wohlthaten, und wird dereinst der Kahn des finstern Charon mit Dampf über den Acheron getrieben, so wird auch das Sterben bedeutend erleichtert sein. Gehen wir um einige Dutzend Jahre zurück, so werden wir sehen, daß der Dampf damals eine höchst subordinirte Rolle spielte; denn außer den Kraftsuppen, die in papinianischen Töpfen erzeugt wurden, den deutschen Studenten, die beim Dampf der Pfeifen zu Gelehrten gebildet wurden, dem Dampf der Suppenschüsseln, der auch damals schon Rezensenten bildete, und den Pferden, die am Dampfe krepirten, werden wir wenig Wirkungen dieses flüchtigen Gottes finden. Jetzt aber verhält sich die Sache ganz anders: Alles wird durch Dampf getrieben. Ich habe eine Kaffeemaschine, in welcher der Kaffee durch Dampf gekocht wird. Im obern Theile der Maschine ist ein Pfeifchen angebracht, und wenn der Kaffee fertig ist, fängt die Maschine zu pfeifen an. Ist das nicht recht intellektuell vom Dampfe? Nach meiner Meinung wenigstens, wäre die Sache unübertroffen geblieben, hätte ich nicht später in einem vollen Schauspielhause eine ähnliche, noch viel überraschendere Wirkung gesehen. Da wurde nämlich ein zähes Stück so

lange ausgekocht, bis der Dunst eine Menge Pfeifchen in Bewegung setzte, die das Ende der Vorstellung ankündigten. Unwillkürlich mußte ich damals an meine Kaffeemaschine denken. Ja, meine Kaffeemaschine wird mir schon aus dem Grunde ewig unvergeßlich bleiben, weil sie eigentlich eine Tochter der Themis ist, und das große Vergeltungsrecht in den alltäglichen Dampferfahrungen übt. Wenn der Dampf in ihr zu dick wird, so fängt er an zu pfeifen, und ich behaupte, daß man das dem Dampfe nicht übel nehmen kann, warum sollte nicht der Dampf auch einmal pfeifen, da seit Jahren überall Pfeifen dampfen? — Da hat mich denn der Dampf unversehens auf das schöne Kapitel der weiblichen Duldsamkeit geführt! Ja wohl dampfen überall Pfeifen: und die holden Beherrscherinnen der Gefühlswelt (die Gefühle sind doch eigentlich nur der feinste Dampf, das Verduften der Blumen) die holden Beherrscherinnen der Gefühlswelt dulden diesen groben Dampf, diese Frakturschrift des Dampfes, und sprechen das Herrscherwort nicht aus, das ihn auf ewig aus ihrem Zauberkreise verbannen würde. Freilich ist gegen diese Art des Dampfes schon vielfach aber vergebens angekämpft

worden, ja, ein deutscher Gelehrter, der so sehr im Alterthume lebte, daß er am Sterbetage Julius Cäsars Thränen zu vergießen, und am Sterbetage Ciceros Trauerkleider zu tragen pflegte, hat sogar ein Werk gegen die Tabakraucher unter dem Titel: „Amor Kapnophilos“ — der rauchliebende Amor herausgegeben; aber es wird dessen ungeachtet noch immer recht wacker d'rauf losgedampft. So wie der eben erwähnte deutsche Gelehrte durch einen philologischen Fehler in solche Wuth gebracht werden konnte, daß er sogar einmal, als einer seiner Schüler das griechische Wort: „Anthropos“ falsch aussprach, nach der Polizei rief, eben so griff er auch die Tabakraucher mit wahrhafter Tigerwuth an. Er setzte aus der griechischen Sprache ein eigenes Wort zusammen, mit welchem er seine Feinde, die Raucher, zu bezeichnen pflegte, er nannte sie: „Kapnomanen,“ Rauchwüthende: und floh diese gefährliche Raçe, die er zu seiner Qual überall begegnete, wie man die Pest flieht! — „Nur zwei gefährliche, das Menschengeschlecht bekriegende Gattungen gibt es“ (so sagte er) „die Antropophagen“ (Menschenfresser) und die „Kapnomanen“ (Rauchwüthenden) „doch sind die Antropophagen viel we-

niger schrecklich, denn sie stürzen sich auf ihre Beute und tödten sie schnell, indeß die Kapnomanen uns die Luft verpesten die wir athmen, und uns so langsam tödten.“ Es wundert mich daß der gelehrte Mann nicht den Wunsch geäußert hat die Anthropophagen möchten herbeikommen um die Kapnomanen aufzufressen. Er war einst in einer Gesellschaft, in welcher sich ein, ihm Unbekannter befand, und als man ihm einen Stuhl anbot, war er nicht eher zum Verweilen zu bewegen, als bis der Herr vom Haus ihm die feierliche Zusicherung gegeben hatte, daß der Fremde kein Kapnomane sei. Er ging so weit zu behaupten, ein Kapnomane könne kein guter Christ sein, denn das Tabakrauchen lasse ihm keine Zeit zum Beten. Ach wie fruchtlos waren die Versuche des armen Professors! Sein Werk gegen die Raucher fand ich einst in einem Rauchklubb, in das Titelblatt war Knaster gewickelt, auf das Inhaltsverzeichniß war Tabakasche ausgeklopft und die übrigen Blätter waren zu Fidibus zerschnitten. O, armer Professor! wenn er das gesehen hätte, er wäre augenblicklich gestorben! Er hätte gewiß sein Werk lieber vom Rezensenten zerrissen, als von Rauchern zerschnitten gesehn. Wie konnte der ge-

lehrte Mann auch hoffen, das es ihm gelingen würde das Dampfen der Pfeifen einzustellen, da doch die Damen, denen dies allein möglich gewesen wäre, den Versuch nicht gewagt haben. Und hat denn das Dampfen der Pfeifen nicht auch seine Lichtseite? Ist das Tabakrauchen nicht der Anker, an welchem die letzten Reste männlicher Häuslichkeit festgehalten werden? — „Geh noch nicht fort, lieber Mann," (sagt die Hausfrau). „Nun meinethalben will ich mir noch Eine stopfen;" (erwidert der liebe Mann und bleibt) der Mann hat jetzt die Stelle gefunden, an der er gerne verweilt, es ist die Pfeifenstelle, er hat da nicht nur seinen eigenen Kopf sondern viele eigene Köpfe, die ihm schweigend gehorchen, ohne einen Ton von sich zu geben, selbst wenn es Thonköpfe wären. Trotz ihres systematischen Schweigens, stopft er ihnen immerwährend das Maul, und sie beherrschen ihn doch, denn erst wenn die Pfeife ausgeht, geht er aus; ja, er ist sogar ihr Diener, er putzt sie, er klopft sie aus, er liebt sie beiläufig wie eine Mutter ihre Kinder, nämlich so lange als sie keinen Bart haben, er ist für ihr Wachsthum bedacht, er wischt ihnen den Schweiß von der Stirne, und sorgt für ihre Poli-

tur. Ist das nicht ein offenbarer Gewinn für Familienleben und häusliches Glück? Außerdem ist durch das Tabakdampfen, das große Register der weiblichen Tugenden noch um Eine vermehrt worden: es existirt heutzutage die weibliche Tugend des Tabakvertragens; eine wahre Vertragstugend, denn sie besteht im Vertragen und es verträgt sich mit ihrer Natur daß sie vertragsmäßig bedungen werde. Ich war einst bei der Abschließung eines Ehecontraktes gegenwärtig, wo das Tabakrauchen für den Mann wirklich vertragsmäßig stipulirt wurde. — „Die Baronin N. ist eine sehr liebenswürdige Dame" (hörte ich neulich sagen,) „sie — ist fein gebildet, hat sehr viel Gemüth, verträgt den Tabakrauch und spricht vier Sprachen." In früheren Zeiten pflegte man eine Prise Tabak zu nehmen, wenn man um eine Antwort verlegen war, heut zu Tage raucht man Tabak und denkt sich sein Theil, oder denkt sich gar nichts, und raucht blos Tabak. Wie viel verdankt ein junges Frauenzimmer heutzutage dem Tabakrauchen! Wie viel fades Geschwätz, wie viel geckenhafte Albernheiten und Complimente hat sie weniger anzuhören, seit man mit zwölf Jahren anfängt Tabak zu rauchen. Die Zeit der Ent-

wickelung, die sogenannten Flegeljahre sind heutzutage gewissermaßen in Tabakrauch eingehüllt, dampfend entwickelt sich die Jugend, und aus der dichten Dampfwolke tritt dann überraschend der Mann plötzlich ganz fertig heraus. Es wird also so zu sagen die Jugend in Dampf erzogen, und wie schnell sie sich entwickelt, das ist bekannt. Da der Rauch nun in italienischer Sprache fumo heißt, so müssen wir der Jugend eine wenig fumo wohl zu gute halten, da dieser nur ein Anhängsel der Dampferziehung ist, und mit den Jahren wieder verdampft. Da der Dampf in französischer Sprache vapeur heißt, so müssen wir den Damen dagegen die vielen künstlichen vapeurs verzeihen, mit welchen sie sich an uns Rauchern rächen. Die Feinde aber des Tabakdampfes müssen zur Ueberzeugung gelangeu, daß sie es mit einem Gegner zu thun haben, dem schwer beizukommen, da er so beweglich und flüchtig ist, daß er sich nirgends erhaschen läßt und doch überall ist. Greift man ihn auf literarischem Wege an, läßt man sich in einen Federkrieg mit ihm ein, setzt man die öffentlichen Blätter und Flugschriften gegen ihn in Bewegung, so zieht man wieder das Kürzere, denn auch er setzt viele Federkiele in Bewegung; und

er hat eine Unzahl von Flugblättern für sich, die im strengsten Sinne des Wortes, Flugblätter sind, da sie verfliegen, und jedes dieser Blätter hat seinen eigenthümlichen Stiel (Styl) und eine Menge Mitarbeiter, denen es an einem guten Mundstück nicht fehlt, die die Backen voll nehmen und ihre Vertheidigung in die Welt herausblasen. Würde sich die Geschichte der Arche Noah erneuern, ich bin überzeugt, die ausgesandte Taube käme heutzutage nicht mit einem Oehlzweige, sondern mit einem Tabakblatte zurück, und als Dankopfer stiege ein dichter Tabakdampf g'en Himmel. Der Tabakdampf hat schon zu feste Wurzeln auf der Welt gefaßt, als daß er sich imponiren ließe. Versucht man das letzte Mittel und sperrt ihn ein, so wird er erst recht bitter böse und setzt sich fest, nämlich in den Kleidern, und wird zum Ohrenbläser und verschwärzt Alles was ihn umgibt, sogar die Wände, ja er hält seinen Gegnern die wirksamste Gardinenpredigt, denn er verschwärzt ihnen auch ihre Gardinen. Der Tabak ist eine vielköpfige Hyder, die aus ihren unzähligen Köpfen den Feinden entgegendampft; zerschmettert einen ihrer Köpfe und es wachsen zehn neue nach, zertrümmert alle ihre Köpfe auf einmal und sie wird

sich wüthend zusammenrollen, und Tausende von Cigarren-Schlangen werden noch mehr dampfen, als die zertrümmerten Köpfe. Kurz der Tabakdampf ist unsterblich.

O rauche nicht! so rufet ernst befehlend,
Die Mutter dem erwachs'nen Sohne zu,
Muthwillig die Gesundheit selbst Dir stehlend,
Verdampfest Deine schönsten Stunden Du,
Beherz'ge was die Mutter spricht,
Und rauche nicht.

* * *

O rauche nicht! so ruft mit sanfter Bitte,
Das holde Mädchen dem Geliebten zu,
Das Rauchen ist doch die fatalste Sitte,
Du böser, vielgeliebter Raucher Du!
Du bläs'st den Rauch mir in's Gesicht!
O rauche nicht!

* * *

O rauche nicht! so ruft mit stillem Sehnen,
Die Frau dem ungelanten Gatten zu,
Der spät am Abend noch, mit halben Gähnen,
Sein Pfeifchen dampft: so wird denn nimmer Ruh?!
Die Pfeife weg, lösch aus das Licht,
Und rauche nicht!

* * *

Hier raucht man nicht! so ruft in rauhem Tone
Tritt auf die Straße man, die Polizei,

Du rauchest nicht! Der Vater sagt's zum Sohne,
Die Wache sagt's, geht man an ihr vorbei;
Kurz, Alles ruft, und Alles spricht:
Hier raucht man nicht!

* * *

O rauche nicht! so klingt's von allen Seiten,
O rauche nicht! so tönt's an jedem Ort;
Doch nützt das Schreien nichts und nichts das Streiten,
Wir Raucher dampfen dennoch ruhig fort;
Bis einst der Tod befehlend spricht:
Jetzt rauche nicht!

Lassen wir also das pfeifenstopfende Jahrhundert ungestört fort dampfen, und gehen wir auf die populärste und freundlichste Dampfbenützung über: besteigen wir heiteren Sinnes das nette einladende Dampfschiff, das in zauberischer fast mährchenhafter Schnelle dahingleitet, und uns die Welt in ein großes Panorama umwandelt. Wie viele mannigfache Betrachtungen perlen nicht im Geiste empor beim Anblick eines Dampfschiffes! Leben wir nicht im papirnen Zeitalter der Encyklopädien und ist ein Dampfschiff nicht ein treffliches Bild des Encyclopädisten? flüchtig streift es an den Ufern der Länder

dahin, wie der Compilator an den Rändern der Wissenschaften, und das Reisen wird durch dasselbe so bequem und wohlfeil gemacht, als es heutzutage die Gelehrsamkeit ist, auf die man bei Brockhaus pränumeriren kann. Besteigt in Mainz das Dampfboot, und nehmt zugleich eine gedruckte Beschreibung der Rheingegenden von Mainz bis Cöln zur Hand, und ihr werdet früher in Cöln ankommen, als ihr das Buch ausgelesen habt. Ist also das Dampfboot nicht ein trefflicher Encyclopädist? Hat aber der Mensch überhaupt mit seinen Eitelkeiten und Thorheiten nicht sehr viel Aehnlichkeit mit einem Dampfschiffe? Je mehr in ihm verbrannt wird, desto mächtiger wird der Dunst der Einbildungen, der oft dem ganzen Fahrzeuge eigentlich seine Bewegung gibt. Der Kopf ist der Kessel und die Zunge ein Sicherheits-Ventil. Wächst nun der Dunst der Einbildungen so dick an, daß er den Kessel zu zersprengen droht, so wird die Zunge als Sicherheits-Ventil in Bewegung gesetzt, und die dicken Wolken der Ruhmredigkeit wälzen sich heraus. Da läßt es sich nun wohl erklären, warum die schönere Hälfte des Menschengeschlechtes durch den Dunst der Einbildungen nicht in so hohem Grade gequält wird,

als die andere stärkere Hälfte, der das Denken oft viel Kopfweh verursacht, denn das werden mir meine holden Hörerinnen wohl zugeben, daß den Damen die Sicherheits-Ventile weit geläufiger sind als den Männern. Wer viel denkt, denkt viel von sich, denn es ist eine Eigenheit des Menschen daß er alle Gedanken um sein Ich herumdreht, und so der beständige Haupt- und Mittelpunct seiner Gedanken bleibt. Meine Lehrer und Erzieher aber, die sehr geschickte Pädagogen waren, wurden nicht müde mir zu sagen: Wer viel von sich denkt, denkt im Ganzen wenig. Wer also viel denkt, denkt viel von sich (sagt die Erfahrung) wer aber viel von sich denkt, denkt wenig (sagen meine Pädagogen) wer also viel denkt, denkt wenig, und wer wenig denkt, denkt viel. So bin ich also durch die Erfahrung und meine Pädagogen ad absurdam geführt, und es muß entweder die Erfahrung oder meine Pädagogen lügen, oder es muß einen Ausweg geben. Der einzige Ausweg der hier übrig bleibt, ist, gar nichts zu denken, und er ist von Vielen ergriffen worden. Diejenigen aber, welche diesem juste milieu angehören, kommen nicht vom Flecke, und sind darum meinem Dampfschiffe nicht zu vergleichen. Aber

hat ein Dampfschiff nicht auch einen Anstrich von Genialität, so etwas Zeit überflügelndes? wenn ich es vorübergleiten sehe an den schneckenartig fortkriechenden Fahrzeugen, so ist mir immer, als wären die Cajütenfenster eines solchen schwerfälligen Ruderschiffes ein Paar neidische Augen die mit Verdruß dem raschen Segler nachblicken, — und das Dampfschiff kommt mir dann vor wie ein genialer junger Dichter, der fidel seine Pfeife schmauchend, an einem grämlichen alten Pedanten vorüberhüpft, und darüber lächelt daß der alte Herr noch immer mit den Fingern scandirt. Die Ruder sind die Finger des Schiffes, sie scandiren tactmäßig fort, und geben ihm seine rythmische Bewegung, während die Finger eines alten pedantischen Versifex die Ruder sind, mit welchen er mühsam gegen den Strom der Zeit arbeitet. Und gibt es denn etwas Gemüthlicheres als den Contrast zwischen Altherkömmlichem und Neuerfundenen, zwischen Großvaterlaunen und Kinderneckereien, zwischen Madame de Genlis und Monsieur Bérangér, zwischen Haarbeuteln und Geschworenengerichten? Je älter das Alte, desto ehrwürdiger — je neuer das Neue, desto wirksamer ist es. Das Interesse am Alten wird durch die Zeit

gemästet, das Interesse am Neuen wird durch die Zeit gerupft, es steht also das Alte neben dem Neuen, wie ein feister Pächter neben einem hungrigen Jockey: Nichts ist schwerer als den dickleibigen Pächter aus seinem Pachthofe zu vertreiben, denn er hat die Gesetze der Schwere für sich, die ihn gewissermaßen in seinen Boden hineindrücken, während der leichte Jokey sorgfältig gewogen wird, ob er nicht etwa zu schwer ist, denn er muß über Stock und Stein, über Graben und Barriere wegspringen um die Wette zu gewinnen. So ist es nun wohl auch mit dem Altherkömmlichen und dem Neuerfundenen: Das Altherkömmliche ruht fest auf seinem Boden und hat sich diesen schon zinsbar gemacht, indeß das Neuerfundene frisch darüber hinwegsetzt um seine Wette zu gewinnen. Das Altherkömliche hat eine große Dienerschaar, und macht sich's daher bequem, das Neuerfundene ist ein leichtfertiger Garçon, der sich seine Stiefel selbst an und auszieh'n muß, das Altherkömmliche schleicht in Pantoffeln auf und ab, das Neuerfundene läuft immer bespornt herum und klirrt und macht viel Lärm, das Altherkömmliche ist ein immerwährendes Ausruhen, das Neuerfundene ein immerwährendes Wagen und Wetten. Das

Dampfschiff hat nun wohl seine Wette schon gewonnen, und ich brauche es der verehrten Versammlung nicht erst zu sagen, daß es schon im Jahre 1807 dem Amerikaner Fulton zuerst gelang den Hudson-Fluß mit einem Dampfboote zu befahren, und daß schon hundert Jahre früher Savary die erste Dampfmaschine erfand, welche er jedoch nur zu künstlichen Wasserwerken benützte. Könnte diese erste Dampfbenützung nicht zu neuen Erfindungen führen? Bei Savary's künstlichen Wasserwerken fallen mir unwillkürlich die vielen gekünstelten Werke unserer unzähligen Wasserpoeten ein, und sie führen mich auf den Gedanken, ob es denn nicht einstens gelingen werde, mittelst Dampfmaschinen derlei Wasserwerke zu dichten. Wenn man Dampfmaschinen überhaupt zum Schmieden verwenden kann, warum nicht auch zum Verseschmieden; um so mehr da unsere modernen Poeten, sich und ihre Werke in einem Nimbus hüllen, der wohl dem Wasserdunste vergleichbar ist, und auch die Räucherungen, welche befreundete Literatoren sich gegenseitig spenden, bei Dampfmaschinen nicht vermißt würden. Schon jetzt werden Papiermühlen und Buchdruckerpressen durch Dampf getrieben, da uns der Dampf nun die Hauptsachen,

nämlich ein schönes Papier und einen zierlichen Druck liefert, warum sollte er nicht auch das prästiren können, was zwischen diesen beiden Functionen liegt, und auch keine Hexerei ist, ich meine etwas Prosa oder Reime? Wie viel tausend Hände würden in Deutschland erspart, die man zu nützlicheren Arbeiten verwenden könnte! Ein deutscher Skribler ist das unnöthigste Hausthier, denn er bellt zur Zeit der Siesta, winselt wenn er hungrig ist, und stiehlt wie eine Katze von fremden Ideenreichthum. Verlegt er sich auf's Rezensiren, so knurrt er Alle an, die ihm den Köder nicht reichen, und beißt Alle die nicht zum Hause gehören. Ließe sich ein solches Thier nicht füglich durch eine Maschine ersetzen, oder eigentlich durch zwei, man müßte eine Lob- und eine Tadelmaschine haben. Herr N. war gestern nicht bei Stimme, Madame N. war den Anforderungen ihrer Rolle nicht gewachsen, Herr X. wußte seinem Character nicht die gehörige Würde zu verleihen, Madame T. war nicht in ihrem Fache beschäftigt ꝛc. — Dies wären die stereotypen Patentfloskeln, wie sie in gehöriger Zahl in der Tadelmaschine vorräthig sein müßten. Herr N. leistete wie gewöhnlich Vorzügliches, Madame

N. genügte, Herr X. wirkte trotz einer merklichen Heiserkeit kräftig mit, Madame X. entsprach den Anforderungen der Kenner, Madame Th. bewährte ihren alten Ruf &c. . . . Dies wären die Typen für die Lobmaschine. Könnte eine aus solchen Floskeln bestehenden Rezension nicht eben so gut durch eine Dampfmaschine erzeugt werden? Auf eine ähnliche Art ließen sich wohl auch Romane und Gedichte fabriciren. Ich lese schon im Geiste den leipziger Meßkatalog vom Jahre 1900, und sehe angekündigt! fünfzig neue Dampfromane mit niederem Druck erzeugt, oder zwei tausend neue Dampfgedichte mit hohem Druck erzeugt. Es werden zwar schon heutzutage Gedichte durch hohen Druck erzeugt, aber diese Gedichte sind nur Volks-Hymnen. O, was ließe sich Alles noch durch Dampfmaschinen verrichten! Wie leicht könnte man unsere Administrationen durch Dampfmaschinen ersetzen. Eine Savary'sche Dampfmaschine besteht aus zwei Theilen aus dem Druckwerk und aus dem Saugwerk. Die Unterthanen würden da gewiß gehörig gedruckt und ausgesogen! Statt der Herren Administratoren würde der Kessel gespeist, was viel wohlfeiler wäre, und da bei einer Dampfmaschine alle Rei-

bungen vermieden werden, so ist sie gewiß dem Dienstpersonale vorzuziehen. Ach wie weit ist das Feld das den Dampfmaschinen noch offen steht! Wie schön wird es sein, wenn auf der Eisenbahn des Rechtes einst das Dampfverfahren eingeführt sein wird! Denn daß der Dampfprozeß gewiß kürzer sein wird als die gewöhnlichen Prozesse daran ist kaum zu zweifeln. Zwar wird den Clienten auch jetzt schon durch ihre Rechtsfreunde zuweilen tüchtig eingeheizt und ein Dunst vorgemacht, aber selten ist es, daß die Clienten dabei gut fahren. Viele dieser Rechtsfreunde kommen mir vor wie jene Landkutscher die alle Augenblicke einkehren um Wasser oder Heu zu geben, oder des Schmierens wegen und dadurch zur Verzweiflung der Passagiere die Reise in die Länge ziehen. Dieß wäre beim Dampfverfahren nicht zu befürchten. Wohl sprechen sehr neue Erfahrungen dafür, daß auch ein Dampfwagen, wie z. B. der Voigtländerische stecken bleiben könne, wenn er auf zu weichem Boden kömmt, allein auf der Eisenbahn des Rechtes wäre kein weicher Boden zu besorgen. Wenn nun vollends auch unsere Theater durch Dampf getrieben würden, um wie viel weniger Langeweile hätte man da zu erdulden:

Da wäre kein Beispiel daß eine Coulisse oder ein Schauspieler stecken bliebe, oder daß eine Cortine ihre beschwerliche Reise nach der Oberwelt geduldermüdend in zwanzig Abtheilungen zurücklege. Freilich müßte dann auch eine Maschine erfunden werden, welche den Schauspielern die Rollen eintrichterte. Beweis't uns nicht schon unser jetziges Theaterwesen, daß dies nicht unmöglich wäre? Was setzt heutzutage die ganze Theatermaschine in Bewegung? Was erregt bei Hamlet das wogende Meer der Zweifel und macht ihn zum großartigen Syllogisten? Was treibt die bleiche Ophelia zum feuchten Grabe hin? Was zaubert auf die Lippen des greisen Lear den gräßlichsten aller Fluche? Was ist's, das des Narren Mund mit körnigem Witze ausstattet; das die gräßlichsten Pläne reifen macht im Kopfe des tückischen Franz Moor, und der Liebe süße Himmelstöne hinzaubert auf Thekla's jungfräuliche Lippen? — — der Hauch des Souffleurs; — denn das werden mir meine freundlichen Hörer wohl zugeben, daß der Schauspieler oft beim Anfange des Stückes keine Ahnung von d e m hat, was mit und in ihm bis zum Ende der Darstellung vorgehen wird. Ein leiser Hauch also ist es, der auf der

Bretterwelt heutzutage Alles in Bewegung setzt; dieser Hauch ist doch eigentlich ein leichter Dunst, ein feiner Dampf, und was ist dieser im Vergleiche mit einer Dampfmaschine? Wie viele Stücke bietet uns übrigens die neuere Zeit, welche blos durch Pferde gehoben werden, wie wirksam wäre da zum Beispiel eine Dampfmaschine mit der Kraft von fünfzig Pferden? Doch dies Alles sind jetzt noch pia vota, und wir haben Ursache, vor der Hand mit dem zufrieden zu sein, was der Dampf jetzt schon leistet. O, er ist ein Tausendkünstler! Er läßt sich beim Kochen, bei Brauereien, Brennereien und Zuckersiedereien verwenden, er zerschlägt Steine, setzt Dreschmaschinen in Bewegung, kann einladen, ausladen, fortziehen und heben, er setzt Gebläse, Walzwerke, Drehwerke, Bohrmaschinen, Spinnmaschinen, Weberstühle, Kattundruckereien, und noch unzählige andere Dinge in Bewegung. Doch ist er bei allen diesen Geschäften sehr gewissenhaft und discret, er kocht, ohne Unheil auszukochen, er siedet, ohne Freunde abzusieden, er zerschlägt nur Steine des Anstoßes, zerschlägt sie überdies nicht um sie auf seine Nebenmenschen zu werfen, er bewegt Dreschmaschinen, ohne mit der Zunge zu dreschen,

und ohne selbst ein Flegel zu sein, wenn er einlädt, so geschieht es nicht um zu prunken, wenn er hebt, so erhebt er sich nicht selbst um andere zu erniedrigen, seine Dreh- und Walzwerke haben nicht den Zweck, die Wahrheit zu verdrehen, und eigene Schuld auf Andere zu wälzen, wenn er ein Gebläse in Bewegung setzt, so ist es wenigstens kein Ohrengebläse, wenn er druckt, druckt er keine Lügen .... kurz der Dampf ist in allen seinen Geschäften sehr discret und achtungswerth, und könnte in Vielem sogar dem Menschen als Musterbild dienen. Wie viel ließe sich noch über den Dampf sagen! aber zu viel sagen ist oft gefährlicher, als zu wenig sagen, und da ich mich heute mit Dämpfen befasse, so will ich meiner Redseligkeit ein Sordino auflegen, und sie dämpfen. Meine Rede über den Dampf habe ich übrigens auch eine Dampfrede genannt, und meine verehrten Hörer; meine holden Hörerinnen, werden mir diese Benennung eher verzeihen, als die Rede selbst; denn die Art der Entwickelung, der lose Zusammenhang und die Leichtfertigkeit in der Behandlung, machen diese wohl dem flüchtigen Dampfe ähnlich, der schnell verfliegt und keine Spur zurückläßt. Möchte auch meine Dampfrede keine Spur

zurücklassen, möchte sie mich selbst nicht schwärzer machen als ich bin, und möchte es dem Dampfe, der so viel Wohlthätiges und Gemeinnütziges bewirkt hat, verziehen werden, daß er heute eine Vorlesung veranlaßte.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Frank, Gustav <<von>>,

Mittheilungen aus den Papieren eines Wiener Arztes

Leipzig 1846

P.o.germ. 389 d

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108171-1